

Sozialdemokratischer Pressedienst

Herangeber und Chefredakteur:
Erich Miffringhaus, Berlin.
Fernsprecher: Amt Dönhoff 4196/4198



Anschrift für Verlag und Schriftleitung:
Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 8
Druckerschrift: Copadienst

Die Herstellung erfolgt im Selbstverlag.

Der Abdruck ist nur auf Grund besonderer Vereinbarung gestattet. Kündigung beiderseits 4 Wochen vor dem Quartalsanfang, wenn nicht anderes vereinbart ist. Druckort für beide Zeile ist Berlin.

Berlin, den 28. Dez. 1929

Neues Jahr - Steuerjahr?

Int. Institut
Soz. Geschlechts
Amsterdam

SPD. Das Jahr 1929, ein Jahr der wirtschaftlichen Depression, hat die Erfahrung bestätigt, dass Jahre schlechter Konjunktur für die Arbeiterklasse keine Aufstiegsjahre sind. Die Radikalisierung, die als seelische Begleiterscheinung der Not auftritt, bedeutet keinen Kräftezuwachs für die Arbeiterbewegung, weil in zahlreichen Fällen eine Abnahme des vernünftigen Urteils mit ihr Hand in Hand geht. Statt die Organisationen der Arbeiterschaft zu verstärken, sehen die Erbitterten und Aufgeregten in ihnen Hindernisse für ihre Ungeduld. Sie vertrauen sich, da ihnen der organisierte Vormarsch zu langsam geht, den extremen Parteien an, die ihnen ohne Opfer, ohne Taktik, ohne Geduldsproben den Sieg verheissen.

Dabei haben im abgelaufenen Jahre die Rechtsradikalen, die Nationalsozialisten, stärker von der Not profitiert als die Kommunisten, von denen ein Teil, wie z.B. die Gemeindewahlen in Sachsen zeigen, den Sprung von der äussersten Linken zur äussersten Rechten getan haben. Dieser Sprung ist nicht so gewaltig, als er scheint; denn auch hier berühren sich die Extreme: die Zerstörungswut gegen die organisierte Arbeiterbewegung sowie die rohe Gewalttätigkeit als Hauptkampfwaffe geben den beiden extremen Flügelparteien eine gewisse Ähnlichkeit. Auch unterliegen Kommunisten wie Nationalsozialisten den gleichen Wachstumskurven. Es wird leicht übersehen, dass beide Parteien ihren Höchststand von den Inflationswahlen im Frühjahr 1924 auch jetzt nicht wieder erreicht haben. In Krisenzeiten pflegen beide Parteien zu wachsen, wie in den Tropen trockene Flussbetten sich während der Regenperiode plötzlich mit Wasser füllen und dann für ein paar Wochen grosse Ströme vortäuschen.

Wenn auch die Hochwasser des Rechts- und Linksradikalismus sich wieder verlaufen werden, so hinterlässt uns doch das Depressionsjahr 1929 eine andere Folgeerscheinung, die keineswegs von selber verschwinden wird: die Finanzkrise. Das Jahr 1929 hat uns eine sehr schmerzhafteste Lektion erteilt, die aber nicht zu teuer erkaufte ist, wenn die Arbeiterklasse sie beherzigt: dass nämlich mehr als irgend eine andere Regierung eine Arbeiterregierung auf geordnete Finanzen sehen muss. Sie darf die Unpopularität des Steuermachens nicht scheuen, wenn es gilt, den Haushalt des Reiches in Ordnung zu halten! Nichts ist auf die Dauer gefährlicher als eine offene oder verschleierte Defizitwirtschaft. Mag das Defizit noch so geschickt im schön frisierten Haushaltsplan verborgen sein, - Finanzwirtschaft ist angewandte Mathematik, und das mathematische Resultat einer Gleichung bleibt das gleiche, wie man auch ihre einzelnen Glieder umstellt. Das finanzielle Schicksal des Reiches wie der Reichshauptstadt Berlin haben uns mit eherner Deutlichkeit das nämliche Bild gezeigt: wird ein aufkeimendes Defizit nicht rechtzeitig erkannt und durch erhöhte Einnahmen getilgt, lässt man es vielmehr weiter um sich fressen, so kommt mit mathematischer Sicherheit der Tag, an dem die Kassen leer sind. Dieser Tag aber bedeutet die schwerste Erniedrigung der Demokratie. Denn steht eine Verwaltung - Reich, Land oder Kommune - vor der Notwendigkeit, um jeden Preis Geld borgen zu

müssen, wenn sie nur ihre elementaren Lebensfunktionen aufrechterhalten will, dann sind - wenigstens für den Augenblick - ihre Herren die Geldgeber, an die sie sich wenden muss. Die Geldgeber diktieren alsdann ihre Bedingungen, sie begrenzen das Mass der Ausgaben, sie bestimmen nunmehr mindestens das Quantum das neu zu erschliessenden Einnahmen, sie verlangen Garantien für geordnete Tilgung. Und sie können ihren Willen durchsetzen, da das finanziell entblöste Gemeinwesen auf ihre Hilfe angewiesen ist.

Will der Staat diese entwürdigende Situation vermeiden, so muss er rechtzeitig das Defizit durch neue Einnahmen tilgen. Dazu muss er Steuern erhöhen oder neu schaffen. Das ist eine Aufgabe, die ihrem Vollbringer noch niemals jubeilenden Beifall eingetragen hat. Es wäre ein Irrwahn zu glauben, dass man eine Ausgabensumme, wie die des Deutschen Reiches, das eine innere und äussere Kriegslast in Höhe vieler Milliarden zu tragen hat, nur aus "populären" Steuern bestreiten könne. Man muss sich ferner darüber klar sein, dass eine Erhöhung z.B. der Einkommensteuer nur Sinn und Zweck hätte, wenn man gleichzeitig das Mittel fände, eine Auswanderung ganzer Industriegruppen ins Ausland zu verhindern, wie wir sie 1929 bei der Kunstseide, der chemischen Industrie usw. erlebt haben.

Die neuen Steuern werden daher zweifellos zum grossen Teil unpopulär sein. Aber zwischen die Wahl gestellt, das Reich finanziell selbständig zu erhalten oder es für unabsehbare Zeit dem Diktat der von Herrn Schacht geführten Gläubigergruppe zu unterwerfen, muss eine verantwortungsbewusste Regierung den ersten Weg gehen. Auch durch die liberalen Schalmaien, die noch immer die Lockweisen der Steuersenkung blasen, darf sie sich nicht betören lassen. Mit erfreulicher Offenheit hat der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Hertz abgelehnt, Minister der Finanzen zu werden, um einen Weg der Populartätshascherei zu gehen, der zu einer neuen Katastrophe führen muss. Der Volksparteier Moldenhauer, der an seiner Stelle das Finanzministerium übernommen hat, steht vor einer schweren Wahl. Er wird entweder seinen Parteifreunden die Unsinnigkeit der von ihnen verlangten Steuersenkung klarmachen - oder nach einem neuen Finanzdebacle dem Manne Platz machen müssen, der das Gebot der Ordnung des Reichshaushalts mit eiserner Energie über alle Interessentenwünsche stellt.

Diese Aufgabe für das Jahr 1930 ist nicht äusserlich verlockend. Sie wird ein Höchstmass von Energie, Zielbewusstsein - und auch ein gutes Stück Entsagung bei Führern wie Massen erfordern. Aber nur ihre Lösung verschafft den festen Boden unter den Füßen, von dem aus neuer Aufstieg erfolgen kann. Die Haager Konferenz muss uns diesen sicheren Boden aussenpolitisch, die Ordnung der Reichsfinanzen innenpolitisch geben. Das deutsche Volk hat soeben gegen die von Hugenberg geführten Desperados gezeigt, dass es den Weg der Vernunft gehen will. Wird dieser Weg mit festem Entschluss beibehalten, so wird er bereits im Jahre 1930 ein Weg des Aufstiegs sein, der sich zwar erst langsam, aber um so sicherer vollziehen wird, eine je festere Grundlage wir ihm in geordneten Finanzen und einer gefestigten aussenpolitischen Friedenslage geben.

SPD. Köln, 28. Dezember (Eig. Drahtb.)

Die Stadt Köln wird nach zuverlässigen Berechnungen am 1. April 1930 vor einem Gesamtdefizit von 15 bis 16 Millionen Mark stehen. Der Etat des Wohlfahrtsamtes hat schon im vorigen Monat mit 4 Millionen die Ansätze überschritten.

SPD. Die Delegation der Reichsregierung zur Haager Konferenz setzt sich wie folgt zusammen :

Reichsaussenminister Dr. Curtius, Reichsminister für die besetzten Gebiete Dr. Wirth, Reichsfinanzminister Dr. Moldenhauer, Reichswirtschaftsminister Robert Schmidt.

Als Hauptsachverständiger geht Dr. Melchior mit. Soweit die Beratungen über die internationale Bank es erforderlich erscheinen lassen, wird auf Anforderung der Delegation auch Reichsbankpräsident Dr. Schacht an der Konferenz teilnehmen. Im übrigen reist auf Vorschlag Dr. Schachts das Mitglied der Reichsbankleitung, Geh. Finanzrat Dr. Vocke mit nach dem Haag.

Das Reichsaussenministerium wird durch Staatssekretär Schubert und durch die Ministerialdirektoren Gauss und Ritter vertreten, das Reichsfinanzministerium durch den zum Staatssekretär ernannten Dr. Schäffer und durch Ministerialdirektor Dorn, das Ministerium für die besetzten Gebiete durch Ministerialdirektor Miller, die Reichskanzlei durch Staatssekretär Pünder und die Presseabteilung der Reichsregierung durch Ministerialdirektor Zechlin.

SPD. Kairo, 28. Dezember (Eig. Bericht)

Ein furchtbarer Fall privater Strafjustiz, der symptomatisch ist für die Allmacht der ägyptischen Dorfgewaltigen und für das primitive Denken des ägyptischen Bauern, hat sich in dem Dorfe Ghabieh ereignet. Ein Fellach, der dem Ortsvorsteher zwei Ballen Baumwolle bei der Abschätzung vorenthalten hatte, wurde auf dessen Anordnung zur Strafe nach einer körperlichen Züchtigung an einem Baume gekreuzigt. Der Unglückliche wurde erst abgenommen, als er vor Schmerz und Hunger dem Tode nahe war. Sein Martyrium war damit noch lange nicht zu Ende. Als weitere Strafe wurde er mit einem glühenden Eisen ins Fleisch gebrannt und dann nach einem unterirdischen Raum gebracht, wo er nahezu einen ganzen Monat bei Wasser und Brot gefangen gehalten wurde, bis ein Zufall die Geschichte zu den Ohren der Polizeibehörden brachte. Obwohl das ganze Dorf von der Angelegenheit Kenntnis hatte, wagte niemand aus Furcht vor der Rache des Ortsvorstehers Anzeige zu erstatten.

Der Omdeh und seine Helfer sind zwar verhaftet, aber die Gefahr einer Wiederholung dieses schaurigen Vorfalles an anderer Stelle ist damit nicht aus der Welt geschafft. Sie wird solange bestehen wie der ägyptische Fellache nicht durch politische und kulturelle Aufklärung zum Bewusstsein seines Menschentums erwacht sein wird.

SPD. Bonn, 28. Dezember (Eig. Drahtb.)

Die Verwandten des wegen Giftmordes zum Tode verurteilten Arztes Dr. Richter haben den Rechtsanwalt Mayer II ersucht, ein Wiederaufnahmeverfahren zu beantragen. Mayer hat den Auftrag angenommen und glaubt, Erfolg zu haben, weil das Schwurgericht angeblich Widersprüche in den verschiedenen Sachverständigengutachten nicht genügend berücksichtigt habe.

SPD. Prag, 28. Dezember (Eig. Drahtb.)

Die Tschechoslowakei hat die Sowjetregierung bisher nicht offiziell anerkannt, sodass zwischen den beiden Ländern offizielle diplomatische Beziehungen nicht bestehen. Die tschechische und deutsche Sozialdemokratie fordern die Anerkennung der Sowjetregierung schon seit Jahren. Die deutsche Sozialdemokratie hat neuerdings im Parlament durch den Abg. Dr. Winter wiederum einen Vorstoß im Sinne ihrer bisherigen Politik gegenüber Sowjetrußland

unternehmen lassen. Winter erklärte, es bestehe keine Gefahr, dass eine ordentliche Sowjetgesandtschaft in Prag ein bolschewistisches Propagandanest werden könnte, da die russischen Gesandtschaftsbeamten sehr bald ihre Regierung darüber informieren würden, dass die Unterstützung der kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei das für sie verausgabte Geld nicht wert ist.

Dem Vorstoss kommt insofern eine gewisse Bedeutung zu, als die deutsche Sozialdemokratie in der Regierung vertreten ist.

SPD. Der Berliner Polizeipräsident teilt mit : "Wiederholte Überfälle auf politisch Andersdenkende, die ihren Ausgang von dem kommunistischen Verkehrslokal von Potratz in Schöneberg, Sedanstrasse 53, genommen hatten, führten zu einer Durchsuchung des Lokals durch die Abteilung IA des Polizeipräsidioms. Die im Lokal anwesenden Personen wurden nach ihrer Feststellung auf dem zuständigen Polizeirevier wieder entlassen. Beschlagnahmt wurden u.a. drei Vervielfältigungsapparate und Handsatzmaterial in Setzkästen, die offenbar zur Herstellung von gleichfalls beschlagnahmten pressegesetzwidrigen Druckschriften bestimmt waren. Beschlagnahmt wurden ferner Druckschriften, wie die illegal erscheinende Zeitung "Die rote Front", das bekannte Organ des aufgelösten Rotfrontkämpfer-Bundes, die auf eine Unterstützung dieser verbotenen Organisation hinweisen."

SPD. Paris, 28. Dezember (Eig. Drahtb.)
Die Kammer hat am Sonnabend-Vormittag ohne Diskussion das Flottenbauprogramm für 1930 genehmigt. Das Programm sieht den Bau von einem 10 000 Tonnen-Kreuzer, 6 Torpedobootszerstörern und 7 Unterseebooten vor.

Die Kammer trat nach der Verabschiedung des Flottenbauprogramms in die Diskussion über das Festungsbauprogramm ein, das in den nächsten 5 Jahren 4,3 Milliarden erfordert. Der sozialistische Abgeordnete Laville erklärte, dass diese Festungsbauten die glatte Ablehnung der von Briand geführten Friedenspolitik darstellten. Jetzt verlange man Betonwerke, später werde man Gewehre und Kanonen und schliesslich auch noch Kanonenfutter anfordern. Man treibe also den schlimmsten Rüstungswettlauf, die tollste Kriegspolitik.

Die Rede des Abgeordneten Laville hat innerhalb der sozialistischen Kammerfraktion schwere Zerwürfnisse hervorgerufen. Die Abgeordneten Paul Boncour und Renaudel hatten schon vorher in einer Fraktionssitzung erklärt, dass sie für den Bau der Festungswerke stimmen würden, da sie rein defensiven Charakter hätten. Sie waren aber von der Mehrheit der Fraktion überstimmt worden. Trotzdem äusserte Renaudel am Sonnabend während der Rede von Laville in den Wandelgängen der Kammer, dass ihn die parteiamtliche Stellungnahme nicht binden könne. Als ihm der Parteiführer Leon Blum entgegentrat, kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung. Blum betonte u.a., er werde namentliche Abstimmung über das Festungsbauprogramm verlangen, damit niemand die Parteidisziplin verletzen könne.

SPD. Am Sonnabend beschlossen Delegierte des Christlich-sozialen Volksdienstes und der Christlich-sozialen Reichsvereinigung in Berlin den Zusammenschluss beider Bewegungen unter dem Namen "Christlich-sozialer Volksdienst". Der Reichsvorstand setzt sich zusammen aus den Herren Bausch, Mitglied des Württembergischen Landtages, Hartwig, M.d.R., Hülser, M.d.R., Kliesch, M.d.L., Kling, Mitglied des Württembergischen Landtages und Simpfendörffer-Stuttgart.

SPD. Jerusalem, im Dezember (Eig.Ber.)

Zwei Erscheinungen, die sich nach aussen völlig zu widersprechen scheinen die aber doch in einem innern Zusammenhang stehen, beherrschen augenblicklich die palästinensische Lage: eine Zunahme der Überfälle auf jüdische Einzelpersonen und die ersten Anzeichen für ein Abflauen des arabischen Boykotts. Beide Symptome deuten auf ein Nachlassen des arabischen Willens zum Kampfe hin, den die Extremisten künstlich durch individuellen Terror beleben wollen. Die Verhaftung der Führer des Boykotts in Jaffa und ihre zwangsweise Ansiedlung in kleinen Orten hat sehr viel zur Reinigung der Atmosphäre beigetragen.

Sowohl auf arabischer wie auf jüdischer Seite beginnt sich die Erkenntnis durchzusetzen, dass trotz der Pogrome, der Mordprozesse und der Streiks eine Einstellung auf friedliche Zusammenarbeit unumgänglich notwendig ist und diese Einigung nur das Ergebnis von Verhandlungen zwischen den direkt Beteiligten sein kann. Die Bemühungen zur Wiederherstellung des Friedens wären längst weiter gediehen und der Weg zu einem modus vivendi wäre längst gefunden, wenn nicht ausländische Einflüsse wie der des Captain Canning auf arabischer und der Revisionisten auf jüdischer Seite dauernd den Anlass zu neuer Beunruhigung geben würden. Dennoch sind trotz verschiedener taktischer Fehler auf jüdischer Seite die ersten Fäden für eine Verständigung vom jüdischen in das arabische Lager bereits gesponnen, die sich auf kulturellem, auf wirtschaftlichem Gebiet vor allem aber in einer Annäherung zwischen jüdischer und arabischer Arbeiterschaft praktisch auswirken muss. Sogar das Organ der extremen arabischen Nationalisten der "Falastin" kann sich in einem Bericht über die jüdische Universität nicht dem Zugeständnisse entziehen, dass die jüdische Einwanderung dem Lande gewisse Vorteile gebracht hat.

Leider verfügen beide Völker über keine Persönlichkeiten mit der für den Beginn einer wirksamen Friedensoffensive nötigen moralischen und politischen Autorität. Die Verständigungsarbeit wird dadurch zu einer Angelegenheit auf lange Sicht und wird wahrscheinlich am aller ehesten auf wirtschaftlichem Gebiet zustande kommen. Als erstes Mittel hierzu wird augenblicklich die Zulassung arabischen Kapitals bei den grossen Unternehmungen des Landes, dem Toten Meer, der Rutenberg-Konzession und der Gesellschaft zur Sanierung des Huleh Gebiets erwogen, dessen Entsumpfung grosse landwirtschaftliche Möglichkeiten bietet.

Der Ausschluss der Araber von den Versuchen zur Modernisierung der palästinensischen Wirtschaft hat auf das Verhältnis der beiden Völker eine sehr nachteilige Wirkung gehabt und das Vertrauen der Araber in den ehrlichen Willen der Zionisten zur friedlichen Verständigung ist durch nichts so sehr geschwächt worden wie durch ihre Fernhaltung vom Aufbau der palästinensischen Wirtschaft.

SPD. Hamburg, 28. Dezember (Eig. Drahtb.)

Der demokratische "Hamburger Anzeiger" veröffentlicht in seiner Sonnabend-Ausgabe ein als "streng vertraulich" bezeichnetes, von dem kommunistischen Abgeordneten des preussischen Landtages Obuch unterzeichnetes und vom 10. Dezember stammendes Rundschreiben, in dem es u. a. heisst:

"Die Tage des Handelns sind gekommen. Die Zeit ist günstig für uns. Lasst uns handeln. Wir erwarten von euch, dass jeder seine Pflicht bis zum Äussersten tut... Unsere illegale, demoralisierende und zersetzende Agitation unter den Reichswehrsoldaten und der Polizei muss bedeutend gesteigert werden, besonders in der Grosstadt. Werbt um jeden einzelnen Mann im Familien- und Bekanntenkreise, forscht nach militärischen Gesinnungsgenossen, befreundet euch mit ihnen, versucht sie für unsere Ideen zu gewinnen."

Um die hier angegebenen Ziele verwirklichen zu können, sollen innerhalb der Kommunistischen Partei sogenannte "Vertrauenskadres" gebildet werden. Sie

sollen leicht beweglich und schlagkräftig sein und sich über die Reichswehr bzw. die Polizei die erforderlichen Kenntnisse erwerben.

Das Rundschreiben ist nach dem "Hamburger Anzeiger" an alle Bezirksleitungen und Sekretäre der K.P.D. gerichtet.

SPD. Wien, 28. Dezember (Eig. Drahtb.)

Die drei Heimatbündler, die am 18. November ein Attentat auf den sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Wallisch in Leoben versuchten, wurden zu 4 bis 7 Monaten schweren Kerkers verurteilt.

Die Angeklagten gaben im Verlauf der Verhandlungen zu, auf Wallisch geschossen zu haben. Sie wollten ihm einen Dankzettel verabreichen. Zeugen erklärten, dass die Angeklagten früher einmal die Absicht geäußert hätten, Wallisch nach Ungarn zu verschleppen, um ihn den dortigen Behörden auszuliefern, weil er vor Jahren vor dem weissen Terror aus Ungarn geflüchtet sei.

SPD. Paris, 28. Dezember (Eig. Drahtb.)

Ein jugendlicher Geigenspieler von Nancy hat einen neuen Weltrekord aufgestellt, indem er 30 Stunden lang ununterbrochen auf seinem Instrument spielte. Er erledigte im Verlauf der 30 Stunden ein Repertoire von über 1000 verschiedenen Musikstücken. Zwecks amtlicher Registrierung des Weltrekords war ein Notar aufgeboden worden.

SPD. Wien, 28. Dezember (Eig. Drahtb.)

Die Nachricht einer Wiener Lokal-Korrespondenz über die mutmassliche Person des Düsseldorfer Massenmörders wird von der zuständigen Gendarmerie als überspanntes Phantasieprodukt bezeichnet. Trotzdem hat sich die Wiener Polizei mit den Düsseldorfer Behörden in Verbindung gesetzt. Eine Antwort lag bis Sonnabend-Abend in Wien noch nicht vor.

SPD. Washington, 28. Dezember (Eig. Dr.)

Auf die Erklärung der chinesischen Regierung, dass die exterritorialen Rechte der Ausländer am 1. Januar 1930 aufgehoben werden, hat die amerikanische Regierung scharf erwidert. Amerika erklärt sich bereit, mit anderen interessierten Mächten in Verhandlungen über einen allmählichen Abbau der exterritorialen Rechte einzutreten, wenn die chinesische Regierung durch Schaffung neuer Gesetze die notwendigen Rechtsgarantien gibt. Sollte China jedoch sein Vorhaben radikal durchführen, so sei ein Konflikt mit Amerika nicht ausgeschlossen.

SPD. Paris, 28. Dezember (Eig. Drahtb.)

Eine wilde Einbrecherjagd gab es in der Nacht zum Sonnabend in dem Pariser Hauptzollamt. Die wachhabenden Zollbeamten entdeckten bei ihrem Rundgang zwei Einbrecher, die gerade dabei waren, den Kassenschrank zu erbrechen. Die Beamten gaben einige Schreckschüsse ab, worauf die beiden Übeltäter die Flucht ergriffen. Das Gebäude wurde dann von der Polizei umstellt und durchsucht. Einer der Verbrecher wurde in einem Aktenschrank verborgen aufgefunden. Der andere hatte sich mit halsbrecherischen Kletterkunststücken auf den Balkon des Nachbargebäudes geflüchtet, wo er festgenommen wurde.

SPD. Amsterdam, 28. Dezember (Eig. Dr.)

Der Kongress der Föderation indonesischer nationalpolitischer Verbände in Solo auf Java beschloss die Errichtung einer indonesischen Gewerkschaftszentrale.

Der Hauptvorstand des indonesischen Eisenbahnverbandes beschloss aus der Föderation von Verbänden des Personals im Landesdienst auszutreten und sich der Amsterdamer Transportarbeiter-Internationale anzuschliessen.

SPD. Rotterdam, 28. Dezember (Eig. Dr.)

Der grosse Dampfer "Madioen" des Rotterdamer Lloyd lief auf der Fahrt von Batavia nach New York etwa 8 Seemeilen von Djedda im Roten Meer auf ein Riff. Der Dampfer hatte 800 Pilger nach Mekka an Bord, die von einem englischen Dampfer übernommen wurden, der sie nach Djedda brachte. Die Besatzung blieb vorläufig an Bord, da bei der ruhigen See keine unmittelbare Gefahr droht. Das 6800 Tonnen-Schiff wurde jedoch so ernstlich beschädigt, sodass für den Fall der Flottmachung ein Sinken des Dampfers befürchtet wird.

SPD. Die KPD ist seit Monaten bestrebt, ihrer Organisation einen illegalen Charakter zu geben. Insofern ist das von dem "Hamburger Anzeiger" veröffentlichte vertrauliche Rundschreiben an die kommunistischen Bezirksorganisationen nur als Glied einer Kette von Anweisungen zur Umstellung auf die Illegalität zu betrachten.

Das Rundschreiben ist zweifellos echt. Es ähnelt im Sinn und im Inhalt anderen Schriftstücken, die von der KPD ins Land hinausgeschickt und von ihren Sekretären oder Angestellten der Polizei in die Hände gespielt worden sind. Die Preussische Regierung ist jedenfalls über die Bestrebungen der KPD genau informiert. Sie kennt die Gründe und den gegenwärtigen Stand des Umstellungsprozesses und wird dem Spiel ein Ende machen, sobald es notwendig erscheint. Nicht, indem man die KPD verbietet. Diesen G e f a l l e n wird man ihr nicht tun. Es gibt noch andere Mittel und Wege, um den bolschewistischen Agitatoren bei gegebener Zeit das verbrechenerische Handwerk zu legen. Oder will die KPD bestreiten, dass Moskau wieder einmal die Hand im Spiele hat?

SPD. Amsterdam, 28. Dezember (Eig. Dr.)

Auf Wunsch aller Arbeitnehmerverbände des Amsterdamer Hotel-, Caféhaus- und Gastwirtsgewerbes sowie im Einvernehmen mit den Arbeitgebern dieser Betriebe hat der Bürgermeister die Schliessung aller Caféhäuser und Restaurants am Sylvestertage um 10 Uhr abends angeordnet. Eine Ausnahme ist nur hinsichtlich einiger internationaler Häuser zugelassen.

(Schluss des politischen Teils. - Auf Wiederhören

Montag-Vormittag 7 Uhr auf Welle 2850)

Silvesterbetrachtung.

von Albert Grzesinski
Preussischer Minister des Innern.

SPD. Das hinter uns liegende Jahr hat innenpolitisch unter keinem gerade glückbringenden Stern gestanden. Die letzte Jahreshälfte brachte politische Auseinandersetzungen von besonderer Heftigkeit. Sie drehten sich um Volksbegehren und Volksentscheid und fanden in Preussen und anderen deutschen Ländern im Kommunalwahlkampf erst vor kurzem nur äusserlich einen gewissen Abschluss. Weitere Merkmale heftiger Spannungen waren die blutigen Zusammenstösse in den ersten Maitagen in Berlin, waren die Bombenattentate in Schleswig-Holstein und Niedersachsen, waren das Verbot des Roten Frontkämpferbundes und die Auflösung des Stahlhelms in Rheinland und Westfalen. Nichts lässt darauf schliessen, dass das heraufsteigende Jahr 1930 von solchen heftigen innenpolitischen Auseinandersetzungen weniger heimgesucht sein wird.

Das ist an sich nicht bedauerlich, denn politische Kämpfe werden und müssen sein. Ich fürchte auch von noch so scharfem Zusammenprall politischer Meinungen wahrlich nicht, dass die Sache der Republik und der Demokratie leidet oder gar bedroht werden könnte! Ich bin vielmehr der festen Ueberzeugung, dass unsere Sache, auch die Idee, die wir Sozialdemokraten vertreten, im heftigen politischen Ringen geistiger Art Sieger bleiben wird. Aber je länger je mehr wird der Zustand, der heute in Deutschland eingerissen ist, unerträglich, nämlich, dass gewisse radikale Parteien und Gruppen in Wort und Schrift Andersdenkende nur noch mit gemeiner Verleumdung, Beschimpfung und Gewalt bekämpfen. Es ist auch unsagbar beschämend für das deutsche Volk - nachdem es sich nach hartem Ringen endlich die politische Mündigkeit und das politische Selbstbestimmungsrecht erkämpft hat -, dass in ihm Parteien Gläubige und Anhänger finden, die zwar keine politischen Ideen vertreten, desto kräftiger aber mit Mitteln zu arbeiten verstehen, die jeder anständige Mensch im Privatleben für sich mit Entrüstung ablehnen würde.

Es wird nicht ganz mit Unrecht die Forderung erhoben, dass der Staat hier mit Gesetzen, Vorschriften und Anordnungen eingreifen müsse. Soweit das möglich ist und soweit Tendenzen zu Tage treten, die den Staat mit offener Gewalt bedrohen, muss und wird das geschehen. Aber es ist unmöglich, politisches Benehmen mit gesetzlichen Mitteln erzwingen zu wollen. Da kann nur helfen die Selbstzucht des Volkes, das endlich unterscheiden muss zwischen politischem Rowdytum und politischem Bekenntnis. Politische Fanatiker wird es immer und überall geben. Aber neu ist, dass es ganze Gruppen, Organisationen und gar auch Parteien gibt, die politisches Rowdytum gewissermassen zum Programm erheben, denen es alltägliches Kampfmittel ist, den politischen Gegner verächtlich zu machen und zu versuchen, ihn durch Verleumdung niedrigster Art herbazuzerren. Gottfried Keller sagt einmal: "Strauchdiebe sind keine Partei!" Wir erleben leider noch täglich, dass nicht unerhebliche Volksteile in Deutschland politisches Busckleppertum mit politischem Kampfe verwechseln.

Mein Wunsch für das kommende Jahr ist, dass das öffentliche Gewissen in Deutschland so geschärft werde, dass einhellige Verachtung ein solch beschämendes Treiben in Zukunft unmöglich macht. Wir wollen den Kampf an sich freudig bejahen, aber nur den Kampf mit geistigen Waffen und nicht den mit dem "Rüstzeug der Barbaren". Wir wollen heraus aus der Atmosphäre des Hasses und des Schmutzes innerpolitisch, wie wir auch aussenpolitisch danach ringen, als gleichberechtigtes Volk in friedlicher Verständigung mit den anderen Völkern der Erde zu wetteifern. Was wir aussenpolitisch erstreben, müssen wir innenpolitisch aus eigener Kraft und eigenem Willen uns schaffen. Wenn das Jahr 1930 uns diesem Ziele merklich näher bringt, dann wird es politisch wertvoll und nützlich für unser Land und Volk gewesen sein.

W. F. H. aus aller Welt

Eine merkwürdige Siedlungsgesellschaft.

SPD. Das Schöffengericht Berlin-Mitte verurteilte den Handlungsbevollmächtigten der Siedlungsgesellschaft "Deutschland" wegen fortgesetzter Unterschlagung und Urkundenunterdrückung zu einem Jahr Gefängnis.

Es ist kein alltäglicher Unterschlagungsprozess, in dem der erst 24 Jahre alte Kaufmann Rosenthal sich zu verantworten hat. Der Angeklagte sucht sich nicht, wie die gewöhnlichen kleinen und grossen Sünder herauszuschwindeln. Er gibt seine Straftaten offen zu, -ja, er hat sogar in einem Schreiben an seine Firma gegen sich Anzeige erstattet, weil er das Leben, in das er seit zwei Jahren hineingeraten war, nicht mehr ertragen konnte. Wenn je ein Mensch das Opfer der Verhältnisse und seiner Umwelt geworden ist, dann ist ganz gewiss er es geworden.

Rosenthal, der von allen Seiten als besonders fähig, tüchtig und gewissenhaft geschildert wird und auch einen durchaus sympathischen Eindruck macht, hat die Volksschule besucht. Während der vier Kriegsjahre hat er die leitende Hand des Vaters entbehren müssen. Dann ist er wegen eines Eigentumsdeliktes mit den Gesetzen in Konflikt gekommen. Er hat seine Verteidigungsschrift mit den Ausdrücken aus einem Nick Carter-Heftchen aufgesetzt, hat Bewährungsfrist erhalten und sich mit grossem Eifer weiter gebildet. Er trat bei der Siedlungsgesellschaft "Deutschland" ein und stieg schnell vom Stenotypisten zum Sekretär und Handelsbevollmächtigten auf. Er verheiratete sich mit einem Mädchen, das von ihm ein Kind hatte, obgleich er nur 170 Mark monatlich bezog.

Bei der "gemeinnützigen" Siedlungsgesellschaft, die ihn beschäftigte, herrschten merkwürdige Zustände. Die Bezahlung stand durchaus in keinem Verhältnis zu der Vertrauensstellung, die der damals 22jährige inne hatte. Er war mit der Werbetätigkeit betraut, d.h. er wurde auf Reisen geschickt und beauftragt, Geldbeträge von den Siedlern einzukassieren. Von einer Kontrolle über diese Beträge war gar keine Rede. Es genügte, wenn die Bevollmächtigten ihre Notizbücher vorwiesen, in die sie die erhaltenen Summen eingetragen hatten. Das war die ganze "Abrechnung". Nur so war es möglich, dass Fehlbeträge in Höhe von 48 000 Mark zwei Jahre lang überhaupt nicht bemerkt wurden. Die allgemeine Schlämperei, die bei der Siedlungsgesellschaft herrschte, lud geradezu zu Unterschlagungen ein. Als endlich die Vorlegung von Quittungen gefordert wurde, brauchte Rosenthal nur die Unterschrift der Zahlenden sich zweimal geben zu lassen und konnte dann bequem verschiedene Beträge einsetzen, den richtigen, den er empfangen hatte, und einen geringeren, den er der Kasse vorlegte. Die Differenz wanderte in seine Tasche. Sie wird mit 48 000 Mark angegeben, in Wirklichkeit dürfte sie weit höher gewesen sein. Rosenthal riss immer ein neues Loch auf, um ein altes zu stopfen.

Auf dieses Verfahren ist er aber nicht von selbst gekommen, sondern durch seinen nächsten Vorgesetzten, den Geschäftsführer Dr. T., der andere Geschäftsführer war Landwirt von Beruf und verstand von kaufmännischen Dingen überhaupt nichts. Er war Siedlungsspezialist und zog die Siedlungen "Elisabeth Höhe", "Schenkenberg" und "Jeserich" auf. - Objekte, die der preussische Staat an die Hand gegeben, und das Reich mit Beihilfen bedacht hat. Das Gründungskapital der G.m.b.H. hatte 100 000 Mark betragen, von denen nur 25 % voll eingezahlt waren. Mit dem Aufsichtsratsvorsitzenden, der gleichzeitig Direktor einer Baugesellschaft ist, hatte der Geschäftsführer Dr. H. schwere Kämpfe auszufechten, weil er die Einstellung eines Buchhalters forderte und statt dessen den Bruder

des Aufsichtsratsvorsitzenden "vor die Nase gesetzt" bekam. Dr. H. ist dann schliesslich ausgetreten, weil er die Misswirtschaft nicht mit ansehen konnte. Dreimal ist in einem Jahr die Buchführung umgestellt, "umfrisirt" worden. Er hatte den Eindruck, dass der Aufsichtsrat gar keine geregelte Buchhaltung wünschte, sondern er vorzog, im Dunkeln zu arbeiten.

Sein Kollege, der jetzt 51 Jahre alte Dr. T., der noch heute seinen Posten innehat, riss seinen Beruf von der amüsanten Seite auf. Er zechte und spielte ganze Nächte hindurch mit den Siedlern, die er für die Unternehmungen seiner Gesellschaft interessieren wollte und nötigte den armen R. an diesen Orgien, bei denen auch die holde Weiblichkeit eine hervorragende Rolle spielte, teilzunehmen. R. hat sich zuerst dagegen gesträubt und zwar mit Hinweis auf seine beschränkten Mittel, aber T., der Vorgesetzte, der "wie beim Militär ausserdienstlich Konnex mit seinen Untergebenen suchte", brachte ihn auf den Ausweg, die einkassierten Gelder für Reisevorschüsse zu verwenden und hinterher zu "verrechnen". So riss er R., der stets gewärtig sein musste, seine Stellung zu verlieren, in ein ausserordentliches Luderleben mit hinein, das dieser schliesslich durch die Selbstanzeige ein Ende machte. Die Firma suchte ihn davon zurück zuhalten, dass es sich selber der Polizei stellte, aber noch in derselben Nacht wurde der Ahnungslose in seinem Bett verhaftet.

Dass unter diesen Umständen nicht der kleine Angestellte, der der "unglaublich schweren Verführung" - wie der Staatsanwalt sich ausdrückte - unterlag, der Hauptschuldige war, liegt auf der Hand. Es ist bezeichnend, dass der Gerichtshof die Vereidigung des Zeugen Dr. T. aussetzte, der sich vorwerfen lassen musste, er habe "verbrecherisch" an dem Angeklagten gehandelt. Umso weniger wird man verstehen, dass das Schöffengericht um 4 Monate über den Antrag des Staatsanwalts, der 8 Monate beantragt hatte, hinausging. Ueber dies wäre dringend zu wünschen, dass das Reich und der preussische Staat, die die angeblich gemeinnützige Siedlungsgesellschaft "Deutschland" so freigiebig unterstützt haben, in diesen Betrieb einmal gründlicher, als wie es vor Gericht geschehen konnte, hineinleuchtete.

+ + +

Ein Erzbischof als Abenteurer. Einiges Aufsehen erregte in Salzburg die Verhaftung des Geistlichen Anton Norbert Reznicek. Reznicek war seit einigen Monaten im Kloster der Urselinerinnen in Aigen bei Salzburg als Messeleser und Beichtvater tätig. Er hatte die Stelle durch den Salzburger Erzbischof Rieder erhalten. Reznicek, der vorgab, tschechoslowakischer Universitätsprofessor zu sein, war in Salzburg eine bekannte Erscheinung. Er fiel besonders dadurch auf, dass er verheiratet war und seine Frau in Salzburg eine elegant eingerichtete Dreizimmerwohnung innehatte. Reznicek, so erzählte man sich, hatte nämlich in der Tschechoslowakei die Sekte der neukatholischen tschechoslowakischen Kirche gegründet und sich zu ihrem Erzbischof aufgeschwungen. Die Sekte sollte etwa 10 000 Anhänger zählen, hatte das Zölibat abgeschafft, erkannte aber den Papst als ihr oberstes Haupt an. Später hatte der "Erzbischof", so erzählte man sich weiter, zur alleinseligmachenden Kirche zurückgefunden und gelegentlich einer Bussfahrt nach Rom vom Papst die Absolution erhalten. Um so mehr überrassete die Verhaftung. Sie liess sich aber nicht umgehen, da sich herausgestellt hatte, dass Reznicek ein von den tschechoslowakischen Behörden verfolgter Betrüger ist, der wegen Versicherungsbetruges und Sammlungsschwindels seinerzeit in Haft genommen und später nach Unterschlagung bedeutender Gelder nach Albanien geflüchtet war.

+ + +

Ein Zug in einer Hammelherde. Auf der Bahnstrecke bei Geilenkirchen (bei Aachen) lief eine aus 600 Schafen bestehende Hammelherde in einen vorüberfahrenden Leerzug hinein. 26 Schafe wurden überfahren und auf der Stelle getötet.

+ + +

Ein Nachrichtendepot Amundsens gefunden. Ein Mitglied der Südpolexpedition Byrds, das an der Spitze der geologischen Gruppe steht, hat in der Nähe des Axel Heiberg-Gletschers ein Nachrichtendepot gefunden, das Amundsen dort vor 18 Jahren auf seiner Rückkehr vom Südpol angelegt hat. Es enthält eine Beschreibung der letzten Strecke des Marsches und den Vermerk, dass sich Amundsen vom 14. bis zum 16. Dezember am Südpol aufgehalten hat.

Neuland am Südpol entdeckt. Die beiden norwegischen Südpolforscher Riiser-Larsen und Lützow-Holm haben auf einem Fluge über das Haakon VII-Meer neues Land entdeckt. Die Forscher gingen auf das offene Wasser nieder, begaben sich auf Skiern an Land und hissten die norwegische Flagge zum Zeichen, dass es für Norwegen annektiert sei. Dann flogen sie zu ihrem Mutterschiff zurück.

Nordpolflug des "Zeppelin" aufgeschoben. Wie nunmehr feststeht, wird die geplante Nordpolreise des "Graf Zeppelin" im Jahre 1930 nicht stattfinden, da es nicht gelang, die Versicherung des Luftschiffes rechtzeitig abzuschliessen. Die Aero-Arktik, die den Polarflug des Luftschiffs vorbereitet, hofft aber mit Bestimmtheit, die Expedition im Jahre 1931 durchführen zu können.

"R.101" wird umgebaut. Das englische Luftschiff "R.101", das seine Probeflüge jetzt hinter sich hat und in letzter Zeit in den Wochenschauen der Kinös bewundert werden konnte, wird in seiner jetzigen Gestalt nicht in Dienst gestellt werden. Man beabsichtigt, es in zwei Teile zu zerlegen und durch Einfügung eines mittleren Rumpfstückes erheblich zu vergrössern. Nach Vollendung des Umbaus wird "R.101" das grösste Luftschiff der Welt sein.

Die Papageienkrankheit dehnt sich aus. Die Papageienkrankheit, der kürzlich Professor Harbort in Berlin-Dahlem und eine Schneiderin zum Opfer gefallen sind, hat jetzt auch nach Berlin-Neukölln übergegriffen. Dort sind zwei Familien an dieser Krankheit erkrankt. Einer der Erkrankten ist inzwischen gestorben, sodass die Psittakosis in Berlin bisher drei Todesopfer gefordert hat. Es wurde bei den Neuerkrankungen u. a. festgestellt, dass die durch brasilianische Papageien verursacht wurde. Weitere Nachforschungen haben ergeben, dass die Papageien von demselben Schiff stammten, mit dem Professor Harbort aus Brasilien eingetroffen ist. Die vier Papageien des Professors Harbort dürften mit den Papageien eines Vogelhändlers zusammen getroffen sein, der einen Transport exotischer Vögel nach Hamburg begleitete.

Umbau der Hapag-Passagierdampfer. Die Hamburg-Amerika-Linie lässt augenblicklich ihre vier Dampfer der Ballin-Klasse (es handelt sich um die Schiffe "Albert Ballin", "Deutschland", "Hamburg" und "New York", die 20 bis 22 000 Tonnen umfassen) grundlegend umbauen. Die Dampfer werden vor allem mit neuen Antriebmaschinen versehen, die eine Gesamtleistung von 28 000 Pferdestärken vollbringen können. Nach dem Umbau werden die Passagierdampfer die Strecke Hamburg-New York in acht statt wie bisher zehn Tagen und die Strecke Southampton-New York in sieben statt wie bisher neun Tagen zurücklegen können. Der Umbau soll im Frühjahr 1930 abgeschlossen sein.

Vergifteter Wein. Ein Angestellter der Madrider Irrenanstalt goss aus Versehen Wein in ein Gefäss, in dem ein arsenhaltiges Mittel zur Vernichtung von Insekten aufbewahrt worden war. Ein Krankenwärter, der Angestellte und zwei Geisteskranke starben unter furchtbaren Schmerzen, nachdem sie von dem Wein getrunken hatten. Sieben Irre schweben in Lebensgefahr, 15 sind schwer erkrankt.



Ein Fortschritt.

Die Arbeitszeit in den gewerblichen Betrieben.

SPD. Im Zeitalter des chronischen Arbeitslosenelends und der enormen Steigerung der Produktionsmöglichkeiten durch verschärftes Arbeitstempo. Technisierung und Rationalisierung erscheint die Forderung nach Verkürzung der Arbeitszeit beinahe als Selbstverständlichkeit. Die Fünftagewoche ist heute keine Utopie mehr, und bei genauerem Zusehen kann man erfreulicherweise auch feststellen, dass die Arbeiterschaft in der Arbeitszeitfrage in den letzten Jahren wenn auch nur Schritt für Schritt die Verhältnisse gebessert hat. So sagen die Gewerbeaufsichtsberichte für das Jahr 1928: Mit besonderem Erfolg sind die Gewerkschaften bemüht gewesen, Herabsetzung der Arbeitszeit zu erreichen. Diese amtliche Feststellung deckt sich auch mit der des ADGB, der 1928 eine wöchentliche Arbeitszeitverkürzung von 2 172 289 Stunden für rund 5 Millionen gewerbliche Arbeitnehmer meldete.

Die Regelung der Arbeitszeit in Tarifverträgen ist sehr weit fortgeschritten. In den Betrieben und Gewerben, die noch nicht lange zur Tarifgemeinschaft übergegangen sind, lässt die Beachtung der tariflichen Arbeitszeitbestimmungen natürlich noch zu wünschen übrig. Immerhin ist jedoch festzustellen, dass die Neuabschlüsse von Tarifverträgen fast stets Veränderungen zu Gunsten der Arbeitnehmer berachten. Mit dem Abstieg der Konjunktur gingen naturgemäss auch die Ueberstunden stark zurück. Zur Einschränkung der Ueberarbeit hat aber auch die Verpflichtung zur Zahlung eines Mehrarbeitszuschlages gemäss Paragraph 6a der Arbeitszeitverordnung beigetragen. Jedenfalls hat sich, wie die Gewerbeaufsichtsberichte betonen, die Durchführung der Arbeitszeitvorschriften gebessert. In den weitaus meisten Betrieben hat 1928 die durchschnittliche Wochenarbeitszeit 48 Stunden betragen.

Auch auf dem Lande und in den Kleinstädten haben sich die Verhältnisse gebessert. Der Gedanke tariflicher Arbeitszeitgestaltung hat nämlich auch in den Handwerkerkreisen, vor allem bei den Bäcker-, Fleischer- und Schmiedeeinungen, Eingang gefunden. Dass trotzdem in den Kleinbetrieben noch viel Aufklärung über die Arbeitszeitvorschriften notwendig ist, versteht sich natürlich von selbst. Auch 1928 ging es bei der Durchführung der Arbeitszeitvorschriften in den Klein- und Handwerksbetrieben nicht ohne Strafen ab.

Die Mitarbeit der Betriebsvertretungen bei der Arbeitszeitfestsetzung ist, wie man mit Befriedigung aus den Berichten entnehmen kann, recht rege gewesen. Betriebsräte und Betriebsobleute haben im allgemeinen gute Dienste geleistet. Am fruchtbarsten war ihre Mitarbeit in der Arbeitszeitfrage dort, wo sie ihr Amt bereits mehrere Jahre hindurch ausübten. Die Betriebsvertretungen in grösseren Anlagen haben sich vielfach besonders energisch dafür eingesetzt, dass Ueberstunden der Instandsetzungsarbeiter durch Vergebung von Einrichtungsaufträgen an selbständige Handwerker oder durch Einstellung weiterer Arbeitskräfte vermindert wurden. Immer mehr wird die Verantwortung für die Arbeitszeitregelung den Betriebsräten auferlegt, denn die Leistung von Ueberstunden wird in den Tarifverträgen in steigendem Masse von der Zustimmung der Betriebsräte abhängig gemacht. Dort, wo die Betriebsräte nicht zu Rande kamen, haben sie sich bei ihren Organisationen Rat geholt. Die Klagen der Betriebsräte, dass sie bei Abänderung der in der Arbeitsordnung vorgesehenen Termine für Arbeitsbeginn und Arbeitschluss nicht gehört werden, sind leider noch lange nicht verstummt. Die Klagen richten sich auffallend stark gegen Werkmeister und Abteilungsleiter, die oft

eigenmächtig Änderungen trafen. Interessant ist die Beobachtung der Gewerbeaufsichtsorgane, dass die Arbeitgeber ihren Widerstand gegen das Betriebsratswesen vielfach dort aufzugeben pflegen, wo die Leistung von Mehrarbeit nur mit Zustimmung der gesetzlichen Betriebsvertretungen zulässig ist. Man sieht: in dem Augenblick, wo die Betriebsräte durch die Tarifverträge in einer Frage, in der sie wirksam eingreifen können, Macht erhalten, werden auch respektiert. Manche Arbeitgeber haben aus eigenem Antrieb bei der Belegschaft die Errichtung von Betriebsvertretungen angeregt. Die Ueberwachung der Arbeitszeit wird oft erschwert durch unklare Bestimmungen mancher Tarifverträge, vor allem bei der Festlegung der zulässigen Mehrarbeit.

Von diesem im allgemeinen erfreulichen Fortschritt der Arbeitszeitverkürzung in den gewerblichen Betrieben stechen sehr grell ab die Misstände in einem anderen Kapitel des Arbeitszeitproblems: in der Ladenschlusspraxis. Offene Verkaufsstellen sollen nach den geltenden Vorschriften in der Zeit von 7 Uhr abends bis 7 Uhr morgens für den geschäftlichen Verkehr geschlossen sein. Die Gewerbeaufsichtsberichte für das Jahr 1928 haben jedoch festgestellt, dass die Vorschriften nicht eingehalten werden. Zu leiden haben darunter vor allem die Angestellten und Lehrlinge. Nach dem Geschäftsschluss sind überall noch Aufräumarbeiten zu erledigen. Umso notwendiger ist der Ladenschluss zum festgesetzten Zeitpunkt. In ländlichen Bezirken und in kleineren Städten wird es mit dem Ladenschluss oft recht wenig genau genommen. Viele Geschäftsleute sind entrüstet, wenn man von ihnen verlangt, sich an die gesetzlichen Bestimmungen zu halten, die bereits zehn Jahre bestehen. Jeder glaubt, im letzten Augenblick noch ein paar Groschen ergattern zu können. Einer wartet auf den anderen mit dem Ladenschluss. Die Polizeibehörden drücken beide Augen zu, und das Publikum verlässt sich darauf, dass die Läden ja doch nicht genau um 7 Uhr geschlossen werden.

In den Gemeinde- und Stadtparlamenten müssen deshalb die sozialdemokratischen Vertreter auch ihr Augenmerk auf die Beachtung der Ladenschlussbestimmungen richten. Die sozialdemokratisch denkende Bevölkerung und die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft müssen mit gutem Beispiel vorangehen und ihre Besorgungen so rechtzeitig vornehmen, dass die Ladenbesitzer keine Ausrede haben. Natürlich müssen auch die Arbeiter und Angestellten rechtzeitig aus den Betrieben und Büros herauskommen, damit sie ihre Besorgungen nicht in letzter Sekunde zu erledigen brauchen. Einem Industrieland wie Deutschland stehen die üblen Gewohnheiten des Ladenschlusschlendrians schlecht zu Gesicht.

SPD. Ab 1. Januar gibt es keine Rechtsanwälte mehr als Vorsitzende beim Berliner Arbeitsgericht. Seit Bestehen der Behörde, d.h. seit dem 1. Juli 1927 haben drei Rechtsanwälte das Amt eines Vorsitzenden versehen, Baum, Bendix und Famoje, sie sind hervorragende Kenner und Spezialisten auf dem Gebiete des Arbeitsrechts, während der jüngere Assessoren-Nachwuchs sich bis zur Schaffung des Arbeitsgerichts mit diesem Rechtsgebiet weniger beschäftigt hatte. Inzwischen ist von den Anwärtern auf hauptamtliche Richterstellen beim Arbeitsgericht dieser Mangel nachgeholt worden, und es gibt zur Zeit zahlreiche jüngere Assessoren die sich ebenfalls für Arbeitsrecht spezialisiert haben. Aus diesem Grunde hat sich die Verwaltungsbehörde nicht entschliessen können, die Verträge mit den drei Anwälten zu erneuern, sodass ihre Dienstzeit beim Arbeitsgericht am 31. Dezember zu Ende ist.

SPD. Die Klagen über schlechte Behandlung deutscher Arbeitnehmer in deutschen Luftfahrtbetrieben verstummen nicht. Besonderen Anlass zu Beschwerden gibt immer wieder das Deutsch-südamerikanische Kondor-Syndikat, ein anscheinend ungeratener Abkömmling der Lufthansa. Die aus Südamerika zurückkehrenden Arbeiter und Angestellten berichten, dass Behandlung und Unterbringung der Arbeitskräfte jeder Beschreibung spotten. Bei den kleinsten Differenzen fliegen die Arbeitnehmer auf die Strasse und werden einfach ihrem Schicksal überlassen.

Wirtschaft Technik Gandel

Wirtschaftsjahr 1929.

Von Fritz Naphtali.

SPD. Der Rhythmus des Wirtschaftslebens bestimmt das Lebensschicksal von Millionen Proletariern, denen jedoch in der kapitalistischen Wirtschaft Einfluss auf die Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung versagt ist. Wenn man den Kampf um die Beherrschung der Kräfte, die heute das Schicksal des Arbeiters bestimmt, mit Erfolg führen will, so gilt es ihr Wirken im einzelnen zu erkennen.

Die Grundform des Proletarierlebens unserer Zeit ist durch das kapitalistische System bestimmt. Im Rahmen dieser Grundform gibt es aber viele Schwankungen, gibt es die Perioden des Aufstiegs, der vollen Einschaltung der Arbeitskräfte in die Wirtschaft, und die Perioden des Niedergangs, der Freisetzung von Millionen Arbeitswilliger und arbeitsfähiger Menschen, der Bedrohung jedes Proletarierschicksals durch die Geißel der Arbeitslosigkeit. Der Kampf gegen den Druck der periodisch wiederkehrenden kapitalistischen Krisen auf das Leben der breiten Massen des Volkes ist deshalb aufs engste mit dem Kampf um die Neugestaltung des Wirtschaftssystems verflochten. Wenn wir den Abschnitt eines Jahres im Wirtschaftsablauf würdigen wollen, so handelt es sich immer darum, die Besonderheit der Schwankungen, die Konjunkturmomente innerhalb der herrschenden Gesamtstruktur der Wirtschaft zu kennzeichnen, um aus dieser Erkenntnis Folgerungen für die nächsten Schritte im politischen Kampf um die Wirtschaftsgestaltung ableiten zu können.

Auch für diesen begrenzten Zweck eines Rückblicks an der Jahreswende kann es nicht genügen, die hinter uns liegende Periode in irgend ein Schema des "normalen" Ablaufs der Konjunktur an Hand von Statistiken einzuordnen. Für Deutschland können wir feststellen, dass das Jahr 1929 im Zeichen eines bereits im Vorjahr begonnenen Abstiegs der wirtschaftlichen Aktivität anfang, dass sich der Abstieg fortsetzte, dass sich, wie man so sagt, die Depression schärfer ausprägte, ohne den Charakter des Sturzes, den Charakter der typischen Wirtschaftskrise anzunehmen. Der ausserordentlich hohe Stand der Arbeitslosigkeit, die Zunahme der Konkurse und die Verschlechterung der Kreditsicherheit sind entscheidende Merkmale der Depression. Die trotzdem auf verhältnismässig hohem Stand behaupteten Produktions- und Umsatzmengen und die geringfügigen Preisschwankungen sind Merkmale der Widerstandskraft der Wirtschaft, die es trotz aller schweren Bedrängnisse nicht gerechtfertigt erscheinen lassen, zur Zeit von einer Wirtschaftskrise zu sprechen.

In diesem Zusammenhang ist festzustellen, dass die Verringerung des Zuflusses an Auslandskapital in die, wie der hohe Zinsfuß beweist, noch immer anlagehungrige deutsche Wirtschaft die Hauptursache der Depressionsverschärfung war. Diese Verringerung hat zum Teil politische Gründe. Es braucht nur an die Pariser Reparationsverhandlungen mit ihren Begleiterscheinungen und an die unentwegte Feindschaft des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht gegen Auslandsanleihen erinnert zu werden. Andererseits wirkten ökonomische Gründe mit. Darunter fällt die Verknappung der internationalen Kapitalmärkte in den ersten Monaten des Jahres 1929, die im wesentlichen durch die amerikanische Hausse der Effektenspekulation bedingt war. Auf der anderen Seite ist dagegen festzu-

stellen, dass die verhältnismässig hohe Widerstandsfähigkeit der deutschen Konjunktur der Stütze des Binnenmarktes durch die Erhaltung der Massenverbrauchs-
kraft auf Grund der gewerkschaftlichen Lohnpolitik zu danken ist; sie verstand auch in der Depression rückgängige Lohnsätze, wenn auch nicht im gleichen Masse rückgängige Arbeitseinkommen, zu verhindern. Wir können auch feststellen, dass unbeschadet des Geschreis um Lohnhöhe und Steuerlasten der deutsche Fertigwa-
renexport im vergangenen Jahre sich gut entwickelt und zur Ausnutzung der Pro-
duktionsmöglichkeiten beigetragen hat.

Diese Feststellungen zeigen ungefähr, wo das Jahr 1929 im Konjunkturbild einzuordnen ist. Die ungünstige Entwicklung darf nicht übersehen werden; aber man darf auch die Lichtblicke und Lichtpunkte nicht unbeachtet lassen. Die Ob-
jektivität in der Betrachtung muss uns davor bewahren, die bestehende Depression zu verkleinern und die Illusion zu erwecken, als wäre sie ohne weiteres, sozusagen mit der Umschaltung eines Hebels zu beseitigen. Die objektive Feststellung, wie wir sie versucht haben, gibt uns auf der anderen Seite die Möglichkeit, un-
verantwortlichen Schwarzfärbern entgegen zu treten, die aus Gründen der sozial-
politischen und steuerpolitischen Agitation nur Erscheinungen des Niedergangs verzeichnen, aus dem konjunkturellen Rückgang wieder einmal eine Zusammenbruchstheorie der deutschen Wirtschaft ableiten und die so die Kräfte des Wiederaufstiegs zum Schaden der Gesamtwirtschaft in ihrer Entfaltung hemmen.

Das oben in knappen Strichen skizzierte Bild bedarf aber, um die Wirtschaftswirklichkeit von 1929 farbig zu spiegeln, der Ergänzung durch Hinweise auf wichtigste Vorgänge, die sich in der deutschen Wirtschaft, deren weltwirtschaftliche Verbundenheit dabei mannigfach zutage tritt, im abgelaufenen Jahr abgespielt haben. Jedes Vierteljahr hat etwas besonderes, gewissermassen seinen Markstein gehabt. Das erste Quartal stand im Zeichen des ungewöhnlich scharfen und langdauernden Frostes. Die Witterungsungunst bedeutete Verschärfung der jahreszeitlich bedingten Arbeitslosigkeit, Stockung von Produktionen, die in normalen Zeiten kaum vom Winter berührt werden, usw. Jede verschärfte Arbeitslosigkeit wirkt aber, trotz Arbeitslosenversicherung, durch Ausfall an Kaufkraft wieder konjunkturverschlechternd auf Gewerbe weiter, die unmittelbar nicht von der Witterung betroffen werden. Die Aufwärtsbewegung im zweiten Vierteljahr 1929 war dann auch zum Teil die Folge gestauter Arbeit aus der Frostperiode, die aber den Ausfall dieser Periode nicht auszugleichen vermochte. Das zweite Vierteljahr 1929 bescheerte uns auch inmitten einer beginnenden Erholung jene kurzdauernde, aber lang nachwirkende Vertrauenskrise, die sich an das politische Zwischenspiel des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht in Paris knüpfte. Durch die Geste kolonialpolitischer und ostpolitischer Forderungen, die dem sachlichen Erfolg der Verhandlungen im Youngkomitee nicht nutzen konnten, die aber eine Zeit lang der Welt die Gefahr eines Abbruchs der Konferenz erscheinen liessen, erlebten wir den Abzug gewisser kurzfristiger Auslandsguthaben aus Deutschland. Seine Wirkungen wurden durch die deutsche Kapitalsflucht verstärkt. Die Bewegung insgesamt entsprang einer sachlich unberechtigten, aber schliesslich in einem Land, das erst vor 6 Jahren das Elend der Inflation durchlebt hat, psychologisch begreiflichen Währungsangst. Die Folge dieser Welle der Unruhe war der Abzug von Gold und Devisen aus der Reichsbank, Die Abwehr der Reichsbank ging über die Diskonterhöhung hinaus und bediente sich der Kreditrestriktion. Diese Massnahme der Zentralnotenbank musste sich über die Privatbanken fortwirken. Einschränkung der Kredite (das ist aber vom Standpunkt der Währung gesehen nichts anderes als Deflation) bedeutet aber Hemmung der wirtschaftlichen Ausdehnung und Verschlechterung des Beschäftigungsgrades. Die unmittelbare Unruhe wurde bald überwunden, als unter der Einwirkung der Reichsregierung die theatralische Darbietung des Herrn Dr. Schacht beendet und der Youngplan in Paris angenommen wurde. Aber die mittelbaren Schäden dieses kleinen Probespiels in Paris für eine, von manchen Unverantwortlichen geradezu herbeigewünschte Transferkrise haben leider fortgewirkt. Mit diesen mittelbaren Wirkungen wird sich ein zweiter Artikel beschäftigen.

SPD. Die Firma Henschel & Sohn in Kassel hat sich entschlossen, ihren Besitz im rheinisch-westfälischen Industriebezirk abzustossen. Der Kasseler Konzern gibt damit seine Position in der Schwerindustrie auf und wird zu einem reinen fertigungsindustriellen Unternehmen. (Lokomotiven, Lastwagen usw.) Als Verkaufsobjekte kommen die Essener Steinkohlenbergwerks A.-G. und die Henrichhütte in Hattingen in Frage. Die Essener Steinkohle geht an den Gelsenkirchen-Konzern über, während die Henrichhütte von einem Konsortium übernommen wird, das in der Hauptsache aus den grossen Aktienbesitzern des Ruhrtrusts gebildet ist.

Interessanter als der Verkauf sind seine Begleiterscheinungen. Sie ergänzen gewissermassen die Neugründung der Eisenverbände in der Art, dass auch die leistungsfähige und modern eingerichtete Henrichhütte an den Ruhrtrust fällt. Der Ruhrtrust hat die Verbandsgründung benutzt, um seine Position weiter zu stärken. Andererseits dürfte der Uebergang der Essener Steinkohle an Gelsenkirchen von Bedeutung für die Neubildung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats sein, die im Jahre 1930 bevorsteht. Gelsenkirchen wird sehr wahrscheinlich die Essener Steinkohle in den mit dem Ruhrtrust gebildeten "Verkaufsverein" einbringen, der gewissermassen neben dem Eisentrust ein Kohlentrust darstellt. Dieser Kohlentrust wird seine Beteiligung am Syndikat durch die Essener Steinkohle auf 45 Millionen Tonnen pro Jahr erhöhen. Damit ist der Ruhrtrust das stärkste Mitglied des Syndikats. Was das bedeutet, geht daraus hervor, dass die nächstgrösste Gruppe im Syndikat, der preussische Staat mit seinen grossen Zechen und Konzernen nur über eine Verkaufsbeteiligung von etwas mehr als 13 Millionen Tonnen verfügt.

Nach einer Mitteilung der Firma Henschel wird sie 51 % des Kapitals der Henrichhütte, die in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wird, behalten. Das Kasseler Unternehmen sichert sich damit das Selbstverbrauchsrecht. (Eisenlieferungen.)

SPD. Die Stadtverordnetenversammlung von Gelsenkirchen-Buer hat der Uebernahme einer Anleihe in Höhe von 5 Millionen Mark zugestimmt, die von der Arbeiterbank zur Verfügung gestellt wird. Der Anleiheertrag muss dazu benutzt werden, um die Fertigstellung einer Siedlung durch den gemeinnützigen Bauverein Essen durchzuführen. Die Anleihe wird von der Arbeiterbank zu normalen Bedingungen gegeben. Die Bank zeigt mit der Hergabe der Anleihe wieder einmal ihre Bereitwilligkeit, nach Kräften an der Ueberwindung der Wohnungsnot mitzuarbeiten. Merkwürdigerweise stimmten die Nationalsozialisten und die Kommunisten gegen die Anleihe. Für sie scheint eine Wohnungskalamität nicht zu bestehen.

SPD. Das Reichsfinanzministerium gibt die Einnahmen aus Steuern, Zöllen und Abgaben für den Monat November mit rund 666 Millionen Mark an gegenüber 1035 Millionen Mark im Oktober. Das Ergebnis bei der veranlagten Einkommen-, der Körperschaft-, der Umsatz- und der Vermögenssteuer im November kann mit dem des Vormonats nicht verglichen werden, da im Monat Oktober auf die drei erstgenannten Steuern Vorauszahlungen fällig waren, während in den Monat November nur Vorauszahlungen auf die Vermögenssteuer fallen. Das Aufkommen aus diesen Steuern lässt sich deshalb nur mit dem im entsprechenden Monat des Vorjahres, dem August 1929, vergleichen. Gegenüber dem Monat August sind im November an veranlagten Einkommensteuern 9,3 Millionen Mark und an Körperschaftsteuer 16,9 Millionen Mark weniger, dagegen an Vermögenssteuer 9,5 Millionen und an Umsatzsteuer 5,5 Millionen Mark mehr aufgekommen. Das Novemberaufkommen der übrigen Besitz- und Verkehrssteuern zeigt gegenüber dem Ertrage im Oktober nur unwesentliche Abweichungen. Im einzelnen ergibt sich folgende Entwicklung:

November 1929 Oktober 1929 April bis
 einschliesslich November 1929. Jah=
 res=
 vor=
 an=
 schlag.

(in Millionen Mark)

	November 1929	Oktober 1929	April bis einschliesslich November 1929.	Jah= res= vor= an= schlag.
<u>Insgesamt</u>	666,2	1035,4	6246,9	9325
<u>Davon sind</u>				
<u>Besitz- und Verkehrssteuern</u>	452	805,1	4356	6294
Lohnabzug	127,4	126	970,7	1300
Steuerabzug vom Kapitalsertrag	4,3	21,6	137,8)	
Veranlagte Einkommensteuer	85,6	259,7	1051,8)	1630
Körperschaftsteuer	19,8	107,8	425,2	600
Vermögenssteuer	89,2	11,5	356,9	560
Erbschaftsteuer	6,1	7,7	55,7	100
Kraftfahrzeugsteuer	15,8	18,6	149,5	205
Beförderungssteuer	32,3	31,5	259,6	380
<u>Zölle und Verbrauchsabgaben</u>	213,9	229,5	1887,4	3020
Zölle	65,1	72,4	681,1	1204
Tabaksteuer	76,6	77,2	595,7	870
Biersteuer	38,3	34,5	284,4	396
Spiritusmonopol	16,9	16,1	189,6	340

Die Lohnsteuer macht 127,4 Millionen Mark aus gegenüber 126 Millionen Mark im Monat Oktober 1929. Sie betrug im November 1928 rund 120,3 Millionen Mark. An Lohnsteuer wurden im November 1929 = 129 000 Mark zurückerstattet. In der Zeit vom 1. April 1929 bis zum 30. November 1929 sind nicht weniger als 26,755 Millionen Mark an Lohnsteuer zurückerstattet worden. Das ist das Ergebnis des Eingreifens der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion.

In den 8 Monaten (April bis einschliesslich November 1929) sind 6 246,9 Millionen Mark, also 30,2 Millionen Mark mehr als 8/12 des Jahressolls von 9 325 Millionen Mark (8/12 von 9325 = 6216,7) aufgekommen. In dem Gesamtaufkommen bis Ende November sind jedoch 104 Millionen Mark aus der Lohnsteuer enthalten, die nicht dem Reich verblieben, sondern für Zwecke der knappschaftlichen Pensionsversicherung und der Invalidenversicherung gebunden sind. Ferner ist zu berücksichtigen, dass der abgelaufene Zeitraum von 8 Monaten drei Monate (April, Juli und Oktober) enthält, in denen Vorauszahlungen auf die Einkommen-, Körperschafts- und Umsatzsteuer entrichtet worden sind, hingegen in die restlichen 4 Monate nur noch ein solcher Monat (Januar 1930) fällt.

SPD. Die Süddeutsche Zucker A.-G. erhöht aus einem Reingewinn von 4,74 Millionen Mark (im Vorjahr 4,14 Millionen) ihre Dividende von 10 auf 12 %. Das Unternehmen hat damit im Laufe von 3 Jahren seine Dividende verdoppelt.

SPD. Die Abdrosselung auf dem Baumarkt zeigt sich u.a. jetzt darin, dass die beiden mitteldeutschen Zementfabriken in Nienburg a.d.Saale, die Portlandzement- und Kalkwerke Sachsen-Anhalt Akt.-Ges. und die Konkordia-Portlandzement- und Kalkwerke Akt.-Ges. ihre Betriebe stillgelegt haben. Als Grund wird die Überfüllung der Läger angegeben.

Roggen abbröckelnd.

(Getreidebörse vom 28. Dezember.)

SPD. Die Berliner Produktenbörse hatte am Sonnabend wieder sehr ruhigen Wochenendverkehr. Für Weizen blieb die Tendenz behauptet. Das wenig auf den Markt gebrachte Material konnte die letzten Preise wieder erzielen, obwohl die Nachfrage nicht rege war. Dagegen bröckelten die Roggennotierungen weiter ab. Auch hier war das Angebot nicht gross, aber die Nachfrage war gleichfalls sehr gering und soweit Abschlüsse zustande kamen, lagen die Preise um etwa 1 - 1½ Mark niedriger. Auch am Markte der Zeitgeschäfte gingen die Notierungen für Roggen stark zurück, während Weizen nur geringfügige Veränderungen aufwies. Der Mehlmarkt blieb weiter sehr ruhig; während sich für Roggenmehl die Mühlen entgegenkommender in ihren Forderungen zeigten, beharrten sie bei Weizenmehl auf ihren letzten Preisen. Hafer hatte sehr ruhigen Markt bei unveränderter Tendenz

	<u>27. Dezember</u>	<u>28. Dezember</u>
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	246 - 247	246 - 247
Roggen	168 - 170	167½ - 169½
Braugerste	187 - 203	187 - 203
Futter- und Industriergerste	167 - 177	165 - 175
Hafer	150 - 158	150 - 158
loco Mais Berlin	160	160
Weizenmehl	29,25 - 35,00	29,25 - 35,00
Roggenmehl	23,25 - 26,90	23,25 - 26,90
Weizenkleie	11,00 - 11,50	11,00 - 11,50
Roggenkleie	9,75 - 10,25	9,75 - 10,25.

Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte: Weizen Dezember 258¼-259 (Vortag 258); März 270½ (271¼), Mai 279 (280). Roggen März 198 bis 196¼ (200½), Mai 208¼-206¾ Brief (211¼). Hafer Dezember 159, März 172 (173), Mai 184 (186.)

Berliner Viehmarkt.

(28. Dezember).

SPD. Auf dem Schweinemarkt versuchten die Verkäufer die ruckweise gestiegenen Preise des letzten Marktes zu halten. Das gelang nicht ganz, da die Zufuhren immerhin reichlich waren. Das Geschäft war im Anfang rege, flaute aber später ab. Preiserhöhungen wurden dagegen auf dem Kälbermarkt erzielt. Die Beschickung hätte reichlicher sein können. Auch auf dem Rindermarkt entsprach der Auftrieb nicht ganz der Nachfrage. Das gilt besonders für Kühe. Das Geschäft für ausgesuchte Tiere war glatt.

Amtliche Notierungen der Direktion für 1 Zentner Lebendgewicht in Mark:
Kühe: a) 44-49 (voriger Markt 43-47), b) 32-40 (30-39), c) 26-28 (25-27) d) 20-25 (20-23), Kälber: a) - b) 92-105 (90-100), c) 72-95 (68-90), d) 55-70 (53-65), Schweine: a) (über 300 Pfd.) 80-82 (80) b) (240-300 Pfd.) 80-82 (81-82), c) (200-240 Pfd.) 79-83 (81-84), d) (160-200 Pfd.) 77-80 (80-83), e) (120-160 Pfd.) 75-76 (77-80), f) (unter 120 Pfd.) - ,g) (Sauen) 70 (70).

Kunst und Wissen

U N T E R H A L T U N G S B E I L A G E D E S S + P + D

Berlin, den 28. Dezember 1929.

Lawine. +

SPD. Wir haben die kleine Almhütte, unsren einzigen Schutz in der unendlichen Bergeinsamkeit, verlassen.

Gebirgswintermorgen. Jubelnde Landschaft: weiss, blau, silbergrau und goldgelb. Die Sonne überstrahlt Alles mit ihrem leuchtenden Lichtgold; den funkelnden Schnee, die entblössten Felsen, den frostblauen Himmel. Weisse, freundliche Seligkeit der Berge. Beglückendes Einsamsein in ihnen. Weit oben locken die gleissenden Höhen zum Aufstieg - in majestätischer Ruhe und klar. Mächtiges Lebensgefühl durchzieht uns. Wir steigen aufwärts, hinein in den glitzernden, eisfrischen Höhenmorgen. Leise bricht die Eiskruste unter den Skiern und rieselt silbrig und fein singend abwärts. Der untere Schnee knirscht unter dem Druck unsrer schleifenden Schritte und knarrt gutmütig-mürrisch, halb drohend, wenn ihm die Stöcke anstecken.

Unsre Körperwärme hat bald die Kälte überwunden, und die Freude an körperlicher Leistung erfüllt uns mit starkem Wohlbehagen. Heiter und glücklich gleiten wir hinein, über Hänge, durch Mulden, auf Vorgipfel, immer höher, dem Hochplateau zu. Prachtvoll ruht das Gelände in seiner stillen Unberührtheit, in die nur unsre Skier feine Spuren einschneiden. Die kleinen Serpentinchen sehen im Rückschauen wie zierliche Zeichnungen aus. Weit unten liegt die Hütte, ein Kinderspielzeug.

Es ist warm geworden. Wir ziehen die Röcke aus und steigen mit aufgestülpten Hemdärmeln weiter, abwechselnd spurend. Vor mir mein Freund; schön legt sich der Körper in den Hang, in gleichmässigem, elastisch-wiegendem Bewegungrhythmus des Erklimmens. Scharf hebt sich die Gestalt ab vom Schnee. Einfach und doch so vollendet.

Die Luft ist getränkt mit Ozon, Sonne und Schnee. Unsre Haut riecht danach. Die Lungen blühen auf. Die Poren atmen in vollen Zügen. Die Seele reckt sich. Vollständige Entfaltung, Lösung und doch intensive Tätigkeit.

Das Dachsteinplateau ist erreicht; Ein unendliches Schneemeer liegt vor uns, aus dem die Kuppeln und Spitzen wie Wellenberge in erstarrter Gebärde hervorragen. Totenstille. Nur das millionenfache Glitzern des Schnees und das weiche Flimmern der Luft bringen leise Bewegung in die andächtige Ruhe des Gebirges. Abgeschlossen von den umliegenden Bergen wuchtet das Massiv. Einsam und schweigend - -

Abfahrt! Im Saus und Schuss, mit leicht wippendem Körper, locker-gespannt, gleiten wir pfeilschnell hinab, über schimmernde Flächen, in beschattete Mulden hinein, in jähren Wendungen vorbei am Felsen, unsrer Almhütte zu. Ekstase der Abfahrt. Tempo, Kraftbewegung und Schwung. Irgendetwas von Sieg und Sturm braust in unsrer Blute. Die Entfernungen des Aufstieges erscheinen nun gering. Mühelos und jubelnd sausen wir hinunter. Der Berg ist uns kein Hindernis mehr.

Jetzt verlassen wir die Aufsteigespur und schwenken in eine riesenhafte Hangmulde, die letzte vor unsrer Hütte, ein. Mein Freund fährt voran. Ich warte noch einige Sekunden, um seine Spur zu benützen. Dann stosse auch ich mich ab.

Plötzlich stürzt mein Freund; mit den Kopf tief in den Schnee hinein, die Skier in der Luft. Im gleichen Augenblick erhebt erhebt sich ein unheimlich dunkles Brechen und Schieben, ein weites, dumpfes Dröhnen - - der Hang, auf dem wir uns befinden, beginnt mit zunehmender Geschwindigkeit abzufließen.

Lawine!!

Durch die von allen Seiten auf mich losdrängenden riesigen Schneetrümmer

bin ich im Nu bis an die Brust verschüttet und werde mit furchtbarer Macht nach unten gezogen. Im Honabrutschen werfe ich instinktiv die Stöcke von mir, führe mit den Armen Schwimmbewegungen aus und versuche in Todesangst, an den Rand der Mulde zu gelangen, bin aber gegen das entfesselte Element vollständig machtlos. Und fortwährend, immer schneller, ströme ich mit ab. Die Schneemassen drohen mich zu erdrücken, meine Füße abzdrehen. Plötzlich - - ein heftiger Stoss, Anprall, ein fast unerträglicher Druck von allen Seiten, und - - - ich stehe still. Neben mir rauscht die Lawine abwärts, unheimlich rollend.

Gerettet!!! Ich fühle es mit der ganzen Intensität des Geschöpfes, dem der Tod nahe war. Und in diesem Augenblick erst denke ich an meinen Freund Mühevoll und langsam arbeite ich mich aus dem Schnee heraus: eine Felsenzunge hat mich gerettet, hat den Lawinenteil, auf dem ich mich befand, gestaut. Durch den Sturz meines Freundes hat sich fast der ganze Hang, bis weit hinauf, in einer Tiefe von vielleicht einem halben Meter losgelöst. Scharf, wie abgeschnitten, glänzt die Bruchfläche. Weit unten liegt die riesig gehäufte Lawine, noch immer rinnen kleine Schneeteilchen abwärts. Ab und zu kollert ein grösserer Klumpen vorbei.

Ich fahre im Zickzack, ohne Stöcke, hinab und überblicke hoffnungslos den Trümmerberg. Da - - ist es möglich? Dort fliegt ja ein Schneeball in die Luft - und wieder - und nochmals. Ich brülle auf vor Begeisterung, stürme nach der Stelle und sehe den Kopf und einen Arm meines Freundes. Wie irrsinnig grabe ich, bis auch er mithelfen kann. Nach kurzer Zeit steht er vor mir, seine Glieder reibend und den Schnee abschüttelnd. . .

Während der kurzen Fahrt nach der Hütte, erzählen wir uns unsere Erlebnisse . . . Wie er fortwährend geschoben und gedreht wurde, unter dem Schnee Purzelbaum schlagend, wie es lichter und plötzlich wieder ganz finster um ihn wurde, und wie er, als die Lawine zum Halten kam, glaubte, durch den fürchterlichen Druck von allen Seiten zermalmt zu werden. Gerade, als er sich nahe der Oberfläche befand, stand die Lawine still und presste ihn mit eisernem Griff in diese schmerzhafteste Stellung, die ihm fast keine Bewegungsfreiheit liess. Anfänglich versuchte er es mit Rufen, wurde dann aber müde und begann, Schneebällen zu werfen. Da kam ich dazu. - -

Still verbringen wir den Abend in unserer kleinen, geschützten Hütte. Das Erlebnis liegt uns noch im Sinn. So plötzlich, mitten in friedlich-glänzender Sonnenruhe, brüllt die Katastrophe auf, regt sich das Element, fährt der weisse Tod mit unheimlichem Gedröhn zu Tal. Alles mit sich reissend. Erdrückend. Vernichtend. Diesmal hat er zwei Menschen nur berührt. Irgendwoanders nahm er sich vielleicht sein Opfer. . . Wir legen uns zur Ruhe. Draussen beginnt der Sturm seinen Nachtgsang. Eintönig. Düster. Und mächtig.

Harald Spitzer.

Besuch im Schlachthof. +

SPD. Langsam öffnet sich eine Stalltür auf dem Berliner Städtischen Vieh- und Schlachthof. Warme Luft wirbelt heraus, die der Wintermorgen im Nu zu einer weissen Dampf Wolke verdichtet. Nicht so eilig wie der Dampf hat es ein Schweinekopf, der unten vorsichtig herauslugt, den Türpfosten beschnuppert und einen Pflasterstein dazu. Aber Türpfosten und Pflastersteine kann selbst ein Schwein nicht fressen, und so will das Tier wieder in den Stall zurück, sientemalen es überdies hier nicht recht geheuer ist. Aber das geht leider schon nicht mehr, denn drinnen knallt eine Peitsche, die immer einen rosigen Schinken trifft, wenn die zwanzig anderen Schweine nicht zur Tür hinaus wollen. Vor dieser Peitsche haben sie alle Angst; das naseweise Schwein, das den Kopf zuerst hinaussteckte, wird von den anderen durch die Tür geschoben und darf den Anführer machen auf dem Wege zur Schlachtbank. Etliche vertreiben sich die Zeit mit Grunzen.

Es harrt ihrer nichts Gutes. Die zwanzig kleinen, runden, fetten Schweine haben allenfalls die Aussicht, noch ein paar Minuten in der Totschlagbucht - so heisst der halbdunkle Raum längs der Wand - wie versteinert dazustehen und zu warten, bis sie die Axt trifft. In der letzten Bucht waren schon alle geschlachtet bis auf eins; das hatte sich in eine Ecke gequetscht und konnte mit einem Male die Augen so weit aufreissen, dass es gar keine Schweineritzen mehr waren. Seine Blicke verfolgten jeden der vorüberhastenden Männer; es wollte sicher so gern am Leben bleiben. Aber viereinhalb Millionen Menschen wollen essen in Berlin. Dazu brauchen sie in jedem Jahre anderthalb Millionen Schweine, und der Mensch ist nun einmal der Stärkere. "Kräck" saust die Axt auf den Schädel. Ein dumpfer Fall, ein Zittern; hinten tsrampelt noch ein Bein; Arme mit eisernen Muskeln fassen zu, schleifen den Rumpf aus der Bucht; ein Schnitt quer über die Kehle; man sieht noch, wie das Fett auseinanderklappt; Dann schiess das Blut in den Bottich. Es raucht, das warme Schweineblut, es schäumt sogar, und ein Mann hat die Aufgabe, unentwegt darin zu rühren. Während der Mann noch rührt, kommt ein Kran herangeschaukelt. Der hebt den Schweineleib hoch und wirft ihn in den Brühbottich, der so gross ist, dass gleich immer drei Schweineleiber darin Platz haben. Wie kleine Nilpferde schwimmen die Schweine da herum, mit den Beinen nach unten.

Dann kommen sie zu einem Mann in Behandlung, dessen Aufgabe darin besteht, sie abzuschaben. Ganz weiss werden sie davon, und nun ist es so weit, dass jemand sie ausweiden kann. Wen es interessiert, der kann nachsehen, was das Tier zum letzten Schmaus gefressen hat; der Mann allerdings, der vorn in den Kuddelbecken die Därme reinigt, tut das ganz bestimmt nicht. Schliesslich hängen die Schweineleiber da, haarscharf ausgerichtet wie ein Zug Soldaten, und der Meister Schulze oder Müller wischt sich die blutigen Hände ab, geht ans Telephon, lässt sich die Untersuchungsstation geben und sagt: "Hier Müller, Halle II, 20 Schweine!" -

Für die notwendige, strenge Fleischschau steht auf dem Berliner Schlachthof ein Stab von 650 Beamten und Angestellten zur Verfügung. Nur ganz einwandfreie Ware erhält den blauen Stempel. Für alles andere stehen überall grosse eiserne Kästen mit der Aufschrift "Beschlagnahmte Teile".

In jedem Schweineschlachthaus kann vor Dampf ein Mensch den anderen kaum noch sehen. Selbst die vielkerzigen Lampen schimmern nur ölig von der Decke herab. Dazu herrscht ein entsetzlicher Gestank. Die Stiefelsohlen tauchen in Blut ein; nur die Sohlen; nicht etwa, wie wehleidige Gemüter es öfter niederschreiben, man wate in einem Schlachthaus bis an die Knöchel im Blut. Dazu ist frisches Schweineblut viel zu kostbar.

Während jedes Schwein zusehen muss, wie sein Vordermann geschlachtet wird, geht jedes Rind einzeln seinen letzten Weg, bedächtig und gefasst. Ein starker Mann legt den Kopf des Tieres in seine Arme und dreht ihn zur Seite - ein groteskes Bild ist das - ein anderer misst mit seinem Hammer, ob der Schlag auch gut sitzt; ein dumpfes Krachen, und zwei Vorderbeine knicken ein. 200.000 Rinder und 250.000 Kälber verbraucht Berlin jährlich, dazu etwa 500.000 Schafe.

Der Berliner Schlacht- und Viehhof ist der grösste Europas. Er ist eine Stadt für sich. Mit eigenem Postamt und Bahnhof, Unfallstation, Polizeiwachen, Arbeitsnachweisen, Verbandsbüros, Bankgeschäften, Restaurationsbetrieben, Sparkassenzweigstellen, Werkstätten, Kontoren und Laboratorien. 260 preussische Morgen ist der Schlachthof gross, auf denen über 100 Gebäude stehen. Auf dem eigenen Güterbahnhof rollen jährlich 80.000 Waggons an. Der Gesamtumsatz ist mit 700 Millionen Reichsmark nur knapp gerechnet. Die sanitäre Abteilung (Fleischschau) hat 650 Mann Personal, die wirtschaftlich-technische sogar 1.200 Mann. Hierzu kommen die 1.000 Grossschlächter, die wieder 4.000 Gesellen und Treiber beschäftigen, nicht gerechnet die 5.000 Ladenschlächter, die jeden Morgen den Fleischgrossmarkt besuchen, um einzukaufen. Und ein Raum nach dem anderen wird zu eng. Hier wird ein riesiges Rinderschlachthaus errichtet und drüben eine neue Fleischmarkthalle, ausgestattet mit allem, was die moderne Kühltechnik nur zu leisten vermag. Eine grandiose, stinkende, kochende, herzlose, aber überwältigende Stadt.

Fritz Köhler.

Laufgitter für Erwachsene.

JPD. Das ist eine rotlackierte Neuerung unserer so eifrig um das Wohl Aller besorgten Verkehrspolizei. Als Motto hat man etwa zu murmeln: "Das Publikum wird dem Schutze der Anlagen empfohlen", und sich dann bei der Flucht vor einem tollwütigen Vierzylinder schändlich den Bauchnabel zu stossen - denn nun kann man natürlich an diesen also geschützten verkehrsreichen Ecken nicht mehr ungehindert den Bürgersteig betreten. Es erfordert die Findigkeit eines Indianers, die Intelligenz eines Geschwindigkeitsartisten, die Kaltblütigkeit eines Reichwehrkorporals und die Läufigkeit eines listig Haken schlagenden Hasen - wer diese Voraussetzungen in seiner Person vereint, der wird nun mit der Tücke der offenen Strasse meisterhaft Verstecken spielen und wahrhaft graziös den lauernden Verkehrsunfall überlisten. Man ist ganz gemütlich in einen Franctireurkrieg des Autos gegen den Fussgänger geraten, und der stiefeltretende Passant, hat Deckung zu nehmen - sonst gnade ihm die Haftpflichtversicherung! . . .

Das alles weiss, wie gesagt, die löbliche Polizei. Und die hat nun hingesehen und hergesehen und zum Schluss gesagt: zum Deubel nochmal, da regeln wir nun seit zehn Jahren den Verkehr; wir haben Mohn und Spott ertragen, als keiner da war und die Bewegung der Strasse nur aus armschwenkenden Schupos bestand, jetzt aber zeigt sich, wie Recht wir hatten, denn wir haben langsam den fehlenden Verkehr hergeregelt. Sollen die Millionen Autos nur kommen; die roten Ampeln warten schon auf sie. Aber - man kann schreiben und Verordnungen ausheften; der Fussgänger geht einfach weiter zu Fuss. Weil er langsam vorwärts kommt, beeilt er sich und nimmt einfach den kürzesten Weg, ohne Rücksicht auf den Autofahrer, der, weil er schnell vorwärts kommt, es noch eiliger hat und nicht immer hupen mag. Gut! Sperren wir den Fussgänger ein! Schaffen wir - an wichtigen Punkten zunächst, denn Sparsamkeit ist ein Gebot der Stunde, - schaffen wir also kleine Zwinger für den Fussgänger! Regeln wir seinen Weg! Er soll an Ecken die Strasse nicht überqueren, denn das ist gefährlich, und für alle zeitraubend, nur nicht für ihn - wir bauen Gitter. Dann muss er wandern, bis ans Ende. Nicht der Welt, sondern ans Ende der Stange!

Und jetzt stehen sie da, die Laufgitter für Erwachsene, die "Zwinger" - denn sie zwingen uns ja! - des Individualisten unter den Wegesuchern.

Der Fussgänger jedoch ist eine eigene Marke. Er ist gewiss nicht gerade boshaft, aber er hat es in sich. Manchmal kommt er sich selbst vor wie der Junge, der dem Lehrer ein Schnippchen schlägt - und so bückt er sich und huscht unterhalb des Gitters dennoch an der Ecke ins todesdrohende Treiben zwischen Eisenschienen und Kantstein, und er lacht sich ins Püschchen und in die Faust, wenn ein nervöser Autler nun trotz des geschützten Ueberganges im letzten Lompet die Bremsen treten muss, kreidebleich vor Angst. Lasst ihn ruhig gewähren, sage ich euch - unser Leben sähret siebenzig Jahre, und wenn's köstlich war, sind es lauter kleine Spässe gewesen! Die nach uns kommen, sind ein praktischeres Geschlecht. Heutzutage turnen sie heftig an diesen Gittern, aber sie kennen die Dinger und achten sie; sie werden kameradisch mit ihnen gross. Das ist eine ganze Menge - wenn sie erst den bitteren Verzicht kennen, der uns alle, alle heimlich beseelt, wenn wir anderer Leute Auto sehen und zu unseren Freunden sagen: "Ich würde mir nie so ein Ding zulegen, und wenn mir das Geld auf dem Buckel wüchse" . . . wenn die Bengel und Mädels von heute gewichtige Leute geworden sind, dann sind die Laufgitter lange populär. Dann haben die neuen Menschen in der Schule und aus der Zeitung begriffen, dass mit dieser Neuerung die Zahl der Strassenunfälle um 69 1/4% zurückgegangen ist. Dann wird der Sipo oder Schupo oder Orpo keine Vorträge mehr vor langsam ergrauenden Mitbürgern über den Sinn und Nutzen dieser Eisenstangen halten müssen. Jeder geht dann seines Weges, jenes Weges, der ihm von der Polizei noch erlaubt sein wird: hübsch auf dem Bürgersteig und lieber zehn Meter weiter erst über den Fahrdamm, als es uns noch passt.

Das wird in vielleicht dreissig, vielleicht auch schon in zwanzig Jahren sein. Die Polizei wird sich schmunzelnd bestätigen dürfen, dass sie auch noch

den Fussgänger erzogen hat . .

Nur - wahrscheinlich - gibt es dann schon unterirdische Autostrassen, und die Elektrische ist längst abgeschafft, und jeder Fussgänger kann dann von Rechtswegen wieder gehen, wie er möchte!

Walter Anatole Persich.

Dank vom Postscheckamt.

SPD. Neulich, als ich frühmorgens die Post öffnete, fielen aus einem Postscheckbriefe zwei Ueberweisungsabschnitte heraus, deren einer auf die phantastische Summe von 53 000 Mark lautete. Ich kann nicht sagen, dass mich diese Entdeckung stark überraschte. Hätte der Betrag etwa 530 Mark ausgemacht, so wäre mein Erstaunen schon grösser gewesen, aber erst 53 Mark hätten mich schon auf den ersten Anhieb ehrlich erfreut. 53 000 Mark waren unglaublich. Das Missverhältnis von möglichem finanziellem Erfolge zu dieser Zahl war zu schreiend, als dass ich diese Zahl auch nur für Augenblicke ernst zu nehmen bereit gewesen wäre. Zuerst dachte ich wohl daran, dass jenen drei grossspurigen Nullen, recht klein und flüchtig geschrieben, andere sechs folgen, die das Gespenst der Inflationsjahre noch einmal heraufbeschwören würden und die Summe beim ersten Strahl des Tageslichtes um das Billionenfache entmaterialisierten. Ich sah recht genau hin. Es blieb bei den 53 000 Mark. Ich sah auf den Absender. Der Absender war eine Petroleumgesellschaft. Petroleumgesellschaft? Ich stellte schliesslich fest, dass die Ueberweisung einem Konto galt, dessen Zahl um eine Ziffer von der Zahl meines Kontos unterschieden war. Ein Versehen. Die Flüchtigkeit einer Beamtin. Der Abschnitt war nur mit hineingerutscht in meinen Brief. Ich schickte ihn dem Postscheckamt zurück.

In diesen Tagen habe ich nun vom Postscheckamt eine allerdings vorgedruckte, aber doch zweimal eigenhändig unterschriebene Karte bekommen, auf der mir gedankt wird. In Deutschland ist das so, dass einer, wenn er alles tut, was die Behörden von ihm wünschen - also das Unmögliche -, doch nur das getan hat, was er tun musste. Das Aeusserste, was einem gemeinhin widerfahren kann, ist, wie früher beim Militär, lediglich, dass man nicht auffällt. Wieviele Leute wird es in Deutschland noch geben, bei denen eine Reichsbehörde sich bedankt hat? Die Namen unter der Danksagungskarte sind natürlich unleserlich, aber es ist selbstverständlich ein Kollektivdank, der mir gezollt wird. Hinter den Namen stehen so und so viele zehntausend Beamtinnen, einige hundert Oberpostdirektoren, schliesslich der Postminister persönlich. Ich sehe sie im Geiste alle, in einer dem Range nach abgestuften Aufstellung, vor mich hintreten und sich verbeugen. Sie haben ein konzilianes Lächeln aufgesteckt. Sind mir verbunden. Ich habe etwas für sie getan. Ich wiederum tue ein wenig verlegen: "Aber bitte, keine Ursache . . . Ich habe doch nur getan, was . . ." Die Reichspost lässt mich nicht ausreden. Ich habe mich um sie verdient gemacht. Sie wäre traurig, wenn ich den Dank zurückweise. Sie fühlt das Bedürfnis, über alles Behördlich-Formale Amtlich-Sachliche hinaus, mir die Hand zu drücken, Gemüt zu offenbaren, seelischen Reflex zu zeigen.

"Wir danken für Rückgabe des - der - Ihnen nur versehentlich übersandten Auszuges - Abschnittes . . ." steht in der Karte. Der fehlende Artikel vor dem Worte Rückgabe, die Durchstreichung der nicht zutreffenden Worte "der" und "Auszug" sind zwar noch Ueberbleibsel des Amtsstilcharakters. Aber es ist doch gar keine Bedingung an den Dank geknüpft. Er ist rückhaltlos. Er ist eine schöne Menschlichkeit. Er ist auf einem langweiligen Bau aus Eisenbeton eine Veilchen.

Ich bin jetzt schön heraus; das weiss ich sicher. Ich werde den Faden weiterknüpfen. In den nächsten Tagen fahre ich zum Postminister nach Berlin. Ich werde mich schön für seinen Dank bedanken. Wir werden ins Gespräch kommen. Zum Schlusse werde ich ihm Grüsse an die Frau Gemahlin aufgeben. Und an die Kin-

derchen. Zu Hause werde ich dann ein bisschen mein Postscheckkonto überziehen. Was kann sich einer nicht alles erlauben, bei dem die Reichsbehörde sich bedankt hat! Ich stehe ja sooo gut mit den Leuten.

Drago.

SPD. Herkulaneum wird freigelegt. + Die Namen der beiden durch einen Vesuvausbruch im Jahre 79 verschütteten antiken römischen Städte Pompeji und Herkulaneum sind zu einem festen Begriff geworden. Pompeji wurde schon vor längerer Zeit ausgegraben, Herkulaneum dagegen war bisher nur dem Namen nach bekannt. Erst in neuester Zeit hat man einzelne Teile dieser Stadt freigelegt und ihren Besuch gestattet. Die letzten Grabungen an dieser Stelle waren besonders schwierig. Durch Aufwendung besonderer Mittel musste der dort dicht bevölkert liegende Ort Resina entschädigt und mussten die Bewohner zur Räumung veranlasst werden. Bis jetzt kann man deshalb nur einige, jedoch recht interessante Einzelheiten der Ausgrabungen zeigen. So hat man ein ganzes Haus fast vollständig wiederherstellen können; sogar 15 Holzstufen der Treppe haben sich erhalten.

Dieses Haus besteht aus 2 Stockwerken mit insgesamt 20 Räumen. Im Schlafzimmer fand man noch die Reste zweier Betten, in anderen Räumen ausserdem noch einen kleinen Altar, einen weissen Marmortisch, eine Holzplastik, Bronzestatuetten, kleine Glasvasen und Küchengeräte. Ein anderes Haus entpuppte sich als ein Gasthof. Darin waren drei Räume mit Marmorfußboden für Badezwecke bestimmt. Interessant ist schliesslich noch, dass etliche aufgefundene Wandmalereien nicht wie in Pompeji - vornehmlich auf Rot und Schwarz gestimmt, sondern viel bunter sind, wobei die Farbe Grün mit Vorliebe angewandt worden ist. Es ist anzunehmen, dass die weiteren Grabungen noch mancherlei Interessantes und Wichtiges zur Vervollkommnung unserer Kenntnis der altrömischen Kultur zu Tage fördern werden.

O.B.

SPD. Menzel, der Frauenfeind. + In der Kunst wie im Leben waren die Liebe und die Frauen Menzel höchst unsympathisch. Ueber Schillers "Wallenstein" sagte er einmal: "Wenn dieses Stück seinem Ende zustrebt und alles Unglück auf den Wallenstein hereinbricht, dann kommt dieser Max immer mit seinen albernen Privatangelegenheiten und Amouren und hält das Stück unnütz um eine Stunde auf." Und als man sich einmal in einer Gesellschaft darüber unterhielt, dass die Frauen immer und überall besser behandelt sein wollen, als die Männer, sagte er zu seinem Freunde: "Na, siehst du dir denn ein weibliches Krokodil mit anderen Augen an als ein männliches?"

SPD. In der Wahlversammlung. + Der Redner war grauenhaft langweilig. Im Publikum sass ein Mann mit einem Hörrohr. Deutet er auf den Schwerhörigen und sagt zu Max: "Guck dir den Dummen an; statt sich zu freuen, dass er schwerhörig ist . . .!"

SPD. Europas stärkster Rundfunksender. Der Warschauer Rundfunksender soll im Laufe des Jahres 1930 erheblich vergrössert und ausgebaut werden und mit 120 Kilowatt arbeiten. Er wird demnach der stärkste Sender Europas sein. Gleichzeitig sollen auch Lodz und Lemberg kleinere Sender erhalten, sodass Polen zusammen mit den bereits bestehenden insgesamt 7 Rundfunksender besitzen wird.

Hundert Tage Eifersucht.

Roman von Pierre Humbourg.

Copyright by Verlag von Th. Knaur Nachfg., Berlin W. 50.

28)

SPD. Sie wiederholte dieses kleine, grausame Wort, ohne seinen Sinn sich klarzumachen, wie den Namen einer Fahrt, die Mevel unternommen hätte und die ihn niemals mehr in den Hafen der Heimat führen würde.

Sie war böse auf Toussaint, dass er ihnen die letzten Wochen des Lebens verbittert hatte, da es doch nun so leicht gewesen wäre, zu warten. Vor ihr entrollten sich die öden, monotonen Tage, getrübt durch das Erlebnis ihrer doppelten Liebe, vergäht durch ihre Schwäche, die eine lächerliche Frau aus ihr geschaffen hatte. Yves war ein wenig verantwortlich für dieses klägliche Ende. Warum reiste er so oft und für so lange Zeit in die Ferne?

Warum hatte er es nicht verstanden, seine Frau zu bewachen?

Marie, die Tochter armer Arbeiter, war nicht imstande wie die stämmigen Bretoninnen, ihr Herz unter dem weissen Leibchen unversehrt zu bewahren, um es dem heimgekehrten Matrosen wieder zu schenken.

Es genügt doch nicht, einen Seemann zu heiraten, um eine Matrosenfrau zu sein.

Marie fühlte es wohl an dem Tage, da Yves Fernbleiben sich bis an die Grenzen des unmenschlichen Wortes zu dehnen schien: Für immer.

Wenn sie aber ihre Rolle auch nicht begriff, so wusste sie doch die bittere Verantwortung des Weges zu würdigen, den sie eingeschlagen hatte. Oft hatte sie in den Almanachen, die ihr Mann liebte, jene grossen, vom Meere umbrandeten Felsen betrachtet, an denen ein Segler scheitert, und zwei weinende Frauen im Vordergrund, die Arme dem grellkolorierten Grab ihrer Liebe entgegenstreckend. Und unablässig lächelte Mevel in seinem Rahmen ein ahnungsloses Lächeln, denn er wusste wohl nicht, dass seine Frau einen Liebhaber hatte. Er hätte ihr zornige, drohende Worte geschrieben. Die beiden Briefe, die sie erhalten hatten, waren kürzer als gewöhnlich, aber sie verrieten keinerlei Verdacht.

Und es war viel besser, dachte Marie, dass Mevel solchermassen gestorben war, ohne irgend etwas zu wissen, ohne diesen Körper zu verachten, der ihm gehört, diesen Mund, den er mit seinen Küssen geschlossen, diese Seele, an die er geglaubt hatte. Sie träumte; es war weit mehr ein Traum, als Denken. Keinerlei Gewissheit erfüllte sie mit tiefem Schmerz. Und sie sah in ihrer Phantasie den aufrechten Körper Mevels weich in einer grossen Woge versinken, während seine Lippen den Namen seiner Frau wie ein sinnlos beschwörendes Gebiet in das schreckliche Tosen des Meeres schleudern.

Die Tür ging auf. In ihrem dunklen Rahmen lächelte Mevel. Sie blickte auf, ein Schrei kam von ihren Lippen, sie streckte die Arme aus und begann zu schluchzen, von einem nervösen Krampf geschüttelt.

Nun lag sie an der stämmigen Brust Mevels, in seinen Armen.

Er lebte, er war da, sie konnte ihn berühren.

Sie wiederholte seinen Namen, schnell, mit leiser Stimme:

"Yves..Yves...."

Aber er gab keine Antwort. Mit rauher Hand streichelte er ihre Haare; einzelne Löckchen waren feucht von ihren Tränen. Er hatte den ängstlichen Blick seiner Frau gesehen, wie sie starr sein Bild an der Wand betrachtete, und er war glücklich, wieder bei ihr zu sein, er, der drei Tage zuvor zu sterben glaubte. Er gab keine Antwort, da ihm die Stimme Maries noch nicht ganz vertraut erschien, und da unter seiner Lebenslust der grausame Alpdruck, den der Sturm vertrieben hatte, lauerte.

Marie streichelte sein Gesicht, seinen Hals, umarmte ihn und sagte:

"Yves, du, du....mein Kleiner...."

Mevels Schweigen lastete auf ihr wie eine dumpfe Drohung.